Hans W. Fischer

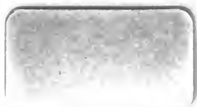
Das Schlemmer Paradies

Ein Taschenbuch für Lebenskünstler



RÖSL & CIE/MÜNCHEN





Hans W. Fischer:
Das Schlemmerparadies



Hans W. Fischer *

Das Schlemmer Paradies

Ein Taschenbuch für Lebenskünstler



RÖSL & CIE / MÜNCHEN
1921

Vermeinest du, weil du tugendhaft seiest, solle es in der Welt keine Torten und keinen Wein mehr geben?

Shakespeare

Vom guten Gewissen des Schlemmers

Höchste Daseinswerte, blitzende Erlebnisse, letzte Dinge — halloh, wir wissen, was sie wert sind. Wir kennen Mühe, Gnade und Schicksal. Aber sag, Welterlöser, Welt-enträtsler, Weltformer: birgt nicht dein Leben auch Stunden, da du dich dem Hunde, der alle Viere wohlig von sich streckt und mit der Bauchhaut Sonne saugt, näher fühltest als dem geopferten Gottessohn? dem guten Vollmondgesich Lamme Goedzack, der den Rosenkranz von Fettammern ab-betet, verwandter als dem erbitterten Grüb-ler? dem Mädchen, das eine Erdbeere auf der schmalen Zungenspitze zerdrückt, ver-trauter als dem kämpfenden Helden? Willst

du diese Zustände feige verleugnen? Gib deinem Herzen einen Stoß, spring auf dich, bekenne dich wacker zu der Ganzheit des Lebens! Bedarfst du eines Kirchenvaters? Sieh Goethe an, der seinen Rotwein in Lüneburg nicht minder sorgsam wählte als seine Worte im Faust. Daß deine Sehnsucht nach den Sternen langt, zwingt dich nicht, den Teil deines Ich zu verachten, der in der Epidermis beschlossen liegt.

Keineswegs gesellst du dich denen bei, denen der Bauch ihr Gott ist. Sie sind armselige Handwerker, Subalternbeamte, Maulwürfe des Genusses, bestenfalls Spezialisten, die sich durch tägliche Übung eine gewisse Kennerschaft auf winzigem Gebiet erworben haben. Der Himmel straft ihre Einseitigkeit mit blaumarmorierten Nasen, geschwollenen Lebern, gärenden Eingeweiden, Fettwülsten und Hämorrhoiden. Nein, in dem echten Schlemmer steckt immer auch ein Asket: also einer, der um innerer Ziele

willen alles entbehren kann, der zu hungern und zu dürsten vermag für die Gerechtigkeit, der in seinem besten Teile unabhängig ist von der gemeinen Notdurft. Wenn er sich an der Festtafel niederläßt, wird er freilich nicht kommen wie jemand, der nur so tut; nein, er stürzt sich fröhlich mit seiner ganzen Person ins Vergnügen. Er bedarf keiner ängstlichen Ausflüchte, wie die Heuchler; seine Leistung ist Beweis, daß er kein fauler Wanst ist. Er wird, wenn die Sache es heischt, nicht bange sein vor dem Übermaß, wird liebliche Gifte mit Wonne schlucken und den Teufel danach fragen, ob solches Tun im ethisch-ästhetischen Katechismus als Greuel gebrandmarkt sei. Denn der Mensch, dessen Körper ein Ziel strafft, kann einen Puff vertragen, der einen schlaffen Madensack rettungslos verbeulen würde.

Wir kennen und lieben das Frohgefühl eines gesunden, unbeschwerten Leibes. Lebten wir noch im Paradiese, so wäre uns

das täglich erneute Schweben in Harmonie Glückes genug. Aber wir sind vielfältig geplagte, von tausend Leidenschaften gerittene Kreaturen; mag unser Wunsch den Einklang suchen, unser Dasein ist die Entzweiung. Darum müssen wir darauf verzichten, das erschütterte Gleichgewicht durch planmäßige Enthaltsamkeit oder brave Mäßigung herzustellen; die goldne Mittelstraße, die zu Dauerzuständen führt, ist uns verrammelt. Ein Ausgleich kann nur stattfinden durch starke Bejahung der Gegensätze. Wer sich unbedingt verzehrt, darf auch unbedingt schlemmen. Da es einmal Stunden gibt, die nicht voll gespannten Willens sind, sollen wir uns diese — sie sind zu zählen! — nicht mit grämlichen Zweckgedanken versauen, sondern aus ihnen herausholen, was zur Steigerung unseres Lebensgefühls beiträgt. Nicht auf Dauer kommt es an, sondern auf Intensität. Am Tage unseres Abscheidens werden wir auf

jeden Fall weiter sein als die gesetzte Tugendhaftigkeit.

Wir enthalten uns des Versuchs, das Recht auf die einzelnen Genüsse zu begründen. Schlemmen kann nur, wer sich jeder Pflicht entbürdet fühlt. Der schläft nicht, um sich zu neuer Fron zu stärken; ißt und trinkt nicht, um die Maschine zu neuem Lauf zu heizen; liebt nicht, um sich fortzupflanzen, ja nicht einmal um des entscheidenden Erlebnisses willen. Nein, er sucht im Genuß einzig nur den Genuß. Er kennt keine Knechtsabsichten. Seine Stunde liegt, inselhaft umrissen, im Flusse der Beziehungen, der sich vor ihr teilt und hinter ihr wieder schließt. Der Schlemmer ist frei und einsam.

Auch unter vielen; ja sogar, wenn er die Gemeinschaft, die Masse selbst als Würze empfindet. Stets bleibt er fähig und bereit, sich aus jeder Verwurstelung zu lösen. Niemals macht er sich abhängig. Darum ist er undenkbar als Nassauer, dem

Reihenfolge, Wahl, Tempo, Maß der Genüsse tyrannisch vorgeschrieben sind; die armseligen Tellerlecker und Neigentrinker sind Unfreie, eingeklemmt zwischen Happigkeit und schlechtes Gewissen. Gast kann der Schlemmer nur sein inmitten einer Fülle, die ihm weiteste Bewegungsfreiheit läßt oder — seltenster Fall — bei gestuften Genüssen, die seinem eigenen Instinkte entsprechen. Kein Gefühl der Verpflichtung darf ihn drücken. Am sichersten kommt auf die Rechnung, wer selbst zahlt; denn alles im Leben hat ja einen Preis, und den höchsten gewöhnlich die Dinge, von denen man sich einbildet, man kriege sie geschenkt.

Manche Wollüste verlangen die Zweisamkeit. Wer sich an sie wagt, soll eine untrügliche Nase haben, die die Zuverlässigkeit des Partners von weitem wittert. Wir lieben wilde Würfelspiele, lieben das Risiko und wissen, daß höchstes Glück immer aus der Gefahr springt. Als Schlemmer aber

suchen wir etwas anderes. Hier wollen wir nicht in Konflikte verheddert, nicht mit Verantwortungen belastet, nicht vom Zufall geschleudert werden, sondern uns sicher fühlen vor Eingriffen, Forderungen und Willkür.

Der schützende Kreis kann ganz eng gezogen sein, so eng, daß er eben die eigene Person umspannt: unbeschränkte Freiheit auf schmalstem Raum. Vielleicht ist die sublimste Schlemmerei die, die nicht nur auf Genossen, sondern auch auf die Dinge verzichtet: Versunkenheit des Nabelbeschauers, der im Anblick seines glänzenden Bauchknopfs schwelgt. Daß wir für diese letzte Weihe noch nicht reif sind, ist vielleicht ein Pech; immerhin bleibt die Hoffnung, auch dieses noch zu schmecken, wenn wir uns durch den dreimeilendicken Kuchenberg der Genüsse durchgefuttert haben. Das aber kann lange dauern; denn wir haben nicht Zeit, täglich und stündlich zu schlemmen, und wenn wir sie hätten, wären wir zu gescheit, aus dem

Genuß eine Gewohnheit zu machen. Verdammt noch mal, wir halten auf Qualität, weil wir selbst welche haben!

Wir gehören nicht zu den glücklichen Spießern, die sich über jeden Dreck ergötzen und der kleinen Freudenjagd mit der gleichen Inbrunst obliegen wie dem Flohfang. Leberecht Hühnchen würde noch an einer Pfeife voll Buchenlaub Vorzüge entdecken, weil sie so schön billig ist. Wir wissen, daß viele gute Dinge — leider — teuer und darum selten für uns zu haben sind. Andererseits lassen wir uns nicht imponieren durch Protzenpreise, die Emporkömmlingen und Schiebern schon zu Trimalchios Zeiten den Beweis lieferten, daß Nachtigallenzungen etwas feineres seien als Kaldaunen. Uns kommt es allein an auf den Zusammenklang der vollkommenen Stunde, die an Genießer und Genuß die gleichen Ansprüche stellt. Sie müssen einander wert sein; es darf nicht der Mensch Vergnügen an einer

mäßigen Sache vortäuschen wollen, noch darf das gute Ding den miserablen Kerl blamieren.

Prüfe dich selbst — das mußt du allein besorgen. Dann prüfe die Dinge, oder doch einige davon. Dabei will ich dir helfen, soweit es in meinen schwachen Kräften steht. Erst nach dieser Doppelprüfung kannst du entscheiden, was dir selber frommt und ziemt.

Danach mußt du handeln. Denn nur dann wirst du das gute Gewissen haben, dem der Eintritt ins Schlemmerparadies offen steht.



Hast du einen Magen mit Zinkeinsatz? Dann schlage dir den Bauch dreist voll, daß sich sein Fell wie das einer Trommel spannt. Ein Gericht, das aber gründlich; ein Gericht, das Kraft und Masse paart.

Eisbein, strammes Fett, das nicht schwappt, glatte Fleischkerne hineingebettet, getürmt auf Erbspüree und Sauerkohl; Grünkohl, kurz und krüselig gekocht ohne überflüssiges Wasser, durchsäftet von der massiven Bremer Pinkel, deren grütziges Füllsel aus der krossen Pelle quillt, und der geschmeidig gekringelten Brägenwurst, von deren rotem Fleisch zarter Knoblauchduft

aufschwebt, überstreut mit gebräunten Zucker-kartoffeln; Kartoffelbrei, auf dem ein klarer Buttersee spiegelt, mit köstlichen gebratenen Zwiebeln umkränzt, dazu kruftige Fleischklöße; Rauchfleisch, in ganz kurzer Brühe mürbe gemacht, dazu Hefenklöße, tellergroße, hoch-aufgegangene, seidenflockige, deren sanftes Weiß übergossen wird mit zähflüssiger, fast pechschwarzer Tunke aus türkischen Pflaumen; weiße Bohnen mit Speck; Nudelsuppe mit fettdurchwachsener Rinderbrust, die nachher mit einer glattgerührten, schneeweißen, tränenreizenden Meerrettichsauce gegessen wird; Schweinebraten mit eingekerbter Knusperschwarte, dazu Rotkohl, ein wenig strähnig, leicht pfefferig, wohl beapfelt, und brave schlesische Kartoffelklöße, die keinen weiteren Ehrgeiz haben als den, vorzügliche Saucenträger zu sein; Schnittbohnen, denen Pfefferkraut die Würze gibt, mit einem Zacken Hammelfleisch, oder Kohlrabi mit daumesdicken Schnitten Rindfleisch, beides hauch-

zart, beides trefflich in gewaltigen Mengen zu essen; Kalbshaxe, braun glasiert, mit glitschigem Kartoffelsalat; oder auch jenen warmen Kartoffelsalat, dem Hering, Äpfel, Zwiebeln, saure Gurke, Fleisch- und Bratenreste, Pfeffer, Essig und heißes Wasser, zuletzt gebratene Speckwürfel mit dem ausgelaufenen Schmalz beigemischt sind, dazu jene warmen Würstchen, die leicht nach Majoran und anderen edlen Kräutern duften; Gänsebraten endlich, die Krone der riesenschlangenmäßigen Genüsse.

Dieser wackere Vogel sei nicht allzu fett. Wenn du das Messer ansetzt, um die Schenkel vom Rumpf zu lösen und die Brusthälften vom Gebein, muß es leise knistern, dann beim Durchqueren der dünnen Fettschicht sanft zischen, endlich den Weg durch das schmelzende Fleisch lautlos gleitend vollenden. Die Leibeshöhle sei mit Äpfeln vollgestopft, nur mit ihnen, beileibe nicht mit Pflaumen oder gar Rosinen, die viel zu

pimplig sind für das stolze Tier; mit Äpfeln, deren Duft mit dem des Fleisches zu edler und kraftvoller Harmonie zusammenklingt. Um und um sei der Leichnam wohl gebräunt; wo der Knochen aus dem Fleische tritt, umrande ihn geronnener Saft, und der Bürzel strecke sich dir entgegen als eine goldige Lockung. Betrachte ihn mit Ehrfurcht, ehe du ihn genießest: einst enterbte ein Rentier in Eisenberg seinen Schwiegersohn, weil ihm der, als er zufällig einen Augenblick mit der Gans alleingelassen wurde, den Leckerbissen hinterlistig wegfraß. Zur Gans gehören Thüringer Klöße, jene Kanonenkugeln aus rohen, durch athletischen Druck entwässerten Kartoffeln, die grünlich schimmern und im Inneren ein Häuschen gerösteter Semmelbrösel einschließen. Sie haben etwas von lebendiger Pflanze, was sich der Übermacht des träufelnden Fettes siegreich entgegenstemmt. Eine mittelgroße Gans kann von drei kräftigen Männern wohl gemeistert

werden, ohne ihren Überwindern mehr als ein sanftes Stöhnen zu entlocken. Den durch sämtliche Hohlräume trompetenden Fanfarenklang des Gerichts dämpft man, so es nottut, mit kaltem Apfelmus.

Es ist wahrlich ein Hochgenuß, sich einmal unbändig satt zu fressen. Wir fühlen den Wolf in uns; den Jakuten, der einen Hammel auf einen Sitz vertilgt; den pantagruelischen Riesen, der Kutteln muldenweise verdrückt. Wir wahren das Gesicht, zerreißen die Speise nicht mit den Fingern, stecken das Messer nicht in den Schlund, klecken oder schmatzen höchstens im Übereifer ein bißchen: aber inwendig sind wir primitiv, malmendes Gebiß und schlingende Gurgel, Zug und Ruck der Speiseröhre, japsender Magen, bäumendes Eingeweide. Und wir sind gebildet genug, diese gänzliche Unbildung, diese dunkle Ursprünglichkeit mitzugenießen, diese Freude an der Masse, die sich unter dem Wohlgeschmack einschmug-

gelt. Denn die Menge allein täte es nicht; ein Bottich voll Steckrüben, ein Zuber voll trockener Erdäpfel läßt uns kein Tierglück ahnen, sondern kränkt die Menschenwürde. Wieviel erfreulicher als der geknickte Europäer, dem solches zugemutet wird, wirkt der elastische Kannibale, der aus uns wie aus einer Tüte springt, wenn von einem zweifingerdicken, scharf in Butter überbratenen Beefsteak der klare Blutsaft in unser Zahnfleisch, auf unsere Zunge, dünnbächig in unsern Gaumen rinnt!

Das Steak steht auf der Scheide zwischen massiven und soliden Magenfreuden. Auch wenn es kolossal ist wie ein Abtrittdeckel, wirkt es nicht so sehr durch den Umfang wie durch die Konzentration, die zurückgedrängte, durch die plötzliche Hitze ins Innere gebundene Kraft, die sich erst beim Zermessern mit den Zähnen entspannt und die ganze Mundhöhle prickelnd füllt. Das Steak ist ein Tyrann, das nur die krausgebratene

2*

Zwiebel, die glänzende Bratkartoffel und das Weißbrot neben sich duldet, Begleiter, die seine Individualität entwickeln; es mit Eiern, Sardellen, Gurken und ähnlichen Kinkerlitzchen zu verzieren, heißt Pallas Athenes strenggemessener Schönheit einen Federhut aufstülpen. Duldsamer ist das Schnitzel, obwohl es seinen Reiz am keuschesten entfaltet, wenn es, leicht paniert und ohne Spur austretender Feuchtigkeit, nur den spitzen Akzent eines feinen Salats trägt. Dagegen freuen sich die Koteletts, wenn ein reiches Gefolge von Gemüsen sie umschwärmt; und auch die guten Rinderbraten, mächtig und mürbe, kurzfaserig, daß sich beim Schneiden die Fläche wie Fries aufrauht; Roastbeef, in Saft quellend; Kalbskeule, rosig schimmernd, und Kalbsnierenbraten mit seinem Dreiklang von schierem Fleisch, zartem Fett und gewundenem Kern; Hammelrücken, in dessen Ruch sich der Duft von Thymian mit einer drolligen Muffigkeit bizarr mischt

— sie alle fühlen sich am wohlsten auf einem Gemüsetanzplatz, der gar nicht zu bunt und lustig sein kann und in allen Farben einer Wiese, vom Keimgelb des Spargels und Lichtgrün der jungen Erbse bis zum Purpur der Tomate prangt.

Hühner, in goldgelber Brühe, von Reis umrandet — bitte ohne den nivellierenden Curry! —, gebratne junge Hähne von spröder Sanftheit und zärtliche Küken; Poularden, Edelfett schwitzend; strotzende Enten; Truthühner und Fasanen, von denen man sich Schenkel oder Flügel rettet, während man das weiße Brustfleisch dem gerührten Tafelgenossen reicht; Tauben, nicht mit Fleisch, sondern mit einer Farce aus Eiern, Semmel und Rosinen gefüllt; bitterliche Schnee- und Birkhühner, herb von Harz und Heide — die Finger reichen nicht, ich müßte schon die Zehen dazu nehmen, um eure Vorzüge aufzuzählen. Auch dir, Reh, sei nur im Vorübergehen zugenickt, obwohl deine zarte

Ausgiebigkeit, die seine Gärung deines abgehangenen Rückens zum Verweilen lockt. Guter Hase, dich, geplagtes Wesen, mißhandeln die noch einmal, die dich in einer halben Stunde fertig braten; du mußt behaglich schmoren, die Speckenden müssen so von dir durchzogen sein, als seien sie auf deinem Buckel entsprossen, den nun ein flockiger Pelz von geriebener Semmel und Sahne einhüllt. So solltest auch du behandelt werden, Rebhuhn, edelstes Juwel unter dem Kleinzeug, mein Magentrost! Junge Rebhühner, an denen nichts ist? Dann lieber Krammetsvögel, deren dünne Knöchelchen und Hirnschalen unterm Zahn wie Glas splittern und winzige Strömchen von Mark und Saft auf die saugende Zunge rieseln. Nein, ein Rebhuhn darf völlig erwachsen sein und mit gewölbter Brust und prallen Schenkeln prahlen. Nur darf es nicht im Spätherbst geschossen sein, wenn seine Sehnen vom vielen Ausreißen verhärtet sind, und

muß lange genug im Topf bleiben, sorgsam wie das Kind in der Wiege betreut, damit es zur vollen Reife erblühe.

Von Fischen: Seezungenschnitte von der Pfanne; der Forellen und Felchen schlanke Kraft, mit neuen Kartoffeln, in Petersilie geschwenkt, und sahnigen Butterklecksen; Elbbutts, wie Steaks dick und braun geröstet; Aal grün, immer noch mit Gurkensalat; gespickter Hecht mit Nudeln; Rheinlachs, dessen rosa Fleisch vor der Gabel in Brocken fällt, und geräucherter Hallstadter Lachs, in handfesten Scheiben zu Spinat; Aalquappen mit faustgroßen Lebern; Karpfen endlich, mir der schätzbarste, am teuersten in polnischer Sauce, die von bitterm Bier und süßem Pfefferkuchen kleckt: eine Speise, sich hineinzuwühlen, jede Gräte abzuschlürfen und zuletzt den Kopf, daß nur das durchscheinende Bein übrig bleibt.

Gemüse, das sich von der Gefolgschaft des Fleisches emanzipiert und selbständig

gemacht hat: Spargel, fingerdicke, einer dem anderen folgend wie eine Stange von zehn Meter Länge, zart zum Eintrinken, Einatmen, unter dem klaren Butterduft mit dem merkwürdigen tierischen Aroma, das sich dem ganzen Körper des Essenden mitteilt; und Pilze; energische Steinpilze in dicken Scheiben, die sich gegen die Zähne stemmen wie kernfestes Fleisch; knorpelige Pfefferlinge; würzige Reizker; sanfte Butterpilze; dumpfe Morcheln; und der wiesenhaft duftende Champignon, vom in sich hockenden Baby bis zur Jungfrau, deren Schleier noch nicht zerrissen ist. Ihn ißt man am besten einzeln, seinen empfindlichen Duft zu schonen; von den anderen Sorten aber kann man, soviele man will, in der Schüssel vereinen. Es ist ein Vergnügen, auf dem Teller die einzelnen auseinanderzukennen und zu begrüßen. Pilze bereitet man so einfach wie möglich: frisch gepflückt und gesäubert, nicht zu klein zerpitzelt in den Topf, nur mit Salz und etwas

Butter, zwanzig Minuten gekocht im eigenen Saft; sie dürfen niemals latschig und zadderig werden, sondern müssen den Charakter und die Struktur behalten. Dazu neue Kartoffeln, leicht mit frischer Butter und Petersilie durchgeschüttelt.

Endlich die Dreiheit der magenfüllenden Speisen, deren Basis das Getreidekorn ist: Eierkuchen, nicht die schüchternen, schaumig hingeblasenen, sondern die derben, deren Rand rings über den Tellerrand lappt, beiderseits von Eigelb in Lackbraun spielend, getigert mit Preiselbeeren oder betürmt mit Kopfsalat. Reis, mit Tomatentunke übergossen, mit Parmesankäse bestreut, entweder weiß in Brühe kurzgekocht und mit grünen Erbsen und Spargelspitzen durchwirkt oder bräunlich, zuerst in heißer Butter trocken geröstet und dann beim Kochen gequollen, bis jedes Korn, frei vom andern, die größte Ausdehnung erlangt hat und sich wie eine muntere transparente Made streckt. Makka-

roni, nicht kleinlich zerstückelte und klitschig gesottene, sondern lange, von zäher Geschmeidigkeit — sie müssen vom Feuer, wenn einer, an die Wand geworfen, backen bleibt —, mit reichlicher Butter abgeschwenkt, durchrötet und überhäuft von Tomatenbrei, durchsetzt und überstreut mit Parmesan, der vor ihrer Hitze Fäden zieht. Wen die vegetarische Reinheit von Reis oder Makkaroni nicht lockt, baue auf die Schüssel den geistreichen und durchwürzten Kleinkram von Lebern, Ragouts, Gulasch oder Frikassee.

Das alles sollst du schlucken? Nein, nicht auf einmal, auch nicht in Jahresfrist. Du hast ein ganzes Leben dazu Zeit, und das dehnt sich, sofern du nicht ein Pechvogel bist, sicherlich weiter als Krieg und Teuerung. Schäme dich nicht deiner Verfressenheit oder Leckerhaftigkeit; Essen ist ein harmloses und — so du dein Maß kennst, das der Himmel weit mache! — völlig reueloses Vergnügen. Iß mit Hingabe, mit allen Sinnen und vollem

Herzen. Rede nicht zu viel, wenn du schmausest, und möglichst von nichts anderm als dem Essen selbst, jede Einzelheit erfassend, Schönheit und Fülle dankbar preisend. Setz dich nicht mit Leuten zusammen, die die Gottesgabe verachten; nicht mit Magenleidenden oder Hypochondern, die nicht einzuhauen wagen; nicht mit Zerstreuten, die alle Augenblicke mit den Gedanken wo anders sind; nicht mit ekelhaft Gierigen, die die sittliche Weihe des Augenblicks durch schmutzigen Egoismus stören; und — wenn du nicht sehr abgehärtet bist — auch nicht mit schadenfrohen Medizinmännern, die dir beim Tranchieren des Bratens die Sektion einer Wasserleiche plastisch schildern. Hebst du das Auge, um den Andern anzuschauen, so muß dir der stille Glanz der völligen Ausgefülltheit entgegenblicken, ein fröhlicher Preis der Schöpfung. Hingebungsvoll essend bejahst du dich selbst, deinen Urzustand, deine Kindheit, die Welt, die du durchzogst; jedes Jahr,

jeder Ort, jede Landschaft schmeckt dir irgendwo und irgendwann aus irgend einer Speise zu; du bejahst Wiese, Wald, Weide und Wasser, Luft und Sonne, die deine Nahrung erzeugten; du bejahst Zunge und Nase und den künstlichen Bau deines Verdauungsapparates. Und du fühlst, daß dieser seltsame, buchtungsreiche, vielfältig gewundene Schlauch, der dich durchzieht, gleichsam ein Kanal ist, der dich selbst in das große Strom- und Meersystem der wandernden Stoffe verknüpft.

Ergriffen sitzt du da; anbetend; baff; und kaust.



Du merktest es bereits, mein Freund: während ich dich durch das Gewühl schlemmerhafter Fressereien hindurch bugsierte, steuerte ich zielstrebig auf eine gewisse Einfachheit hin. Ich schwieg von den Knifflichkeiten des Kochbuchs, den listigen Tricks der Kochkünstler, den ehrgeizigen Schöpfungen der großen Gourmets. Warum? Weil diese Künste mehr auf gewohnheitsmäßig überfüllte Mägen berechnet sind, die die Naivität des Genusses verloren haben; weil sie der Mode und dem Zufall unterliegen; weil sie nicht für sich, sondern nur in der Einschachtelung innerhalb einer verzwickten Speisenfolge bestehen; weil sie end-

lich meist mehr kosten, als sie wert sind. Es ist mit dem Essen wie mit den Weibern: ich liebe Natur und Kultur, aber nicht so sehr die Zivilisation; und ich habe nie für die geschwärmt, die um ihrer Aufmachung willen Ansprüche erheben und, so apart sie sich gebärden, doch nur Erzeugnisse einer luxuriösen Umwelt sind. Rede nicht wie der Fuchs von den sauren Trauben, koste auch einmal diese Wonnen für das bunte Amüsement einer flüchtigen Stunde; aber dazu brauchst du keinen Handweiser, sondern nur die Gelegenheit oder die Mittel, unter allen Umständen aber eine tadellose Kluft. Was wir von uns aus suchen, ist kernhafter Gehalt und natürliche Beschwingtheit.

Gewiß gibt es — aber sie sind sehr selten — geistreiche Menschen, die eine Pyramide von der festen Basis bis zur lustigen Spitze zu bauen wissen. Sie müssen darauf freilich viel Zeit verwenden. Meist sind sie selbst Köche höchsten Grades, und

ihr Werkraum hat etwas von einem Laboratorium und einer Dichtermansarde zugleich. Sie wissen auch die Reste hoher alter Magenkultur aufzufinden. Etwa Friedrich Freksa: man sieht ihn mit allen Sinnen saugen, wenn er beschreibt, wie ein Hühnchen in der Presse zu Püree zerdrückt wird. Wird dir die Möglichkeit gegeben, ähnliches zu erleben, greif zu! Aber verlaß dich nicht darauf: denn solches ist Glück oder Vorherbestimmung.

Langwierige Abfütterungen sind meist furchtbar. Man fühlt sich rettungslos eingeklemmt, und den Teilnehmern bricht schließlich der Angstschweiß aus, bis sie sich zum Kaffee mit Likören und einem guten Glimmstengel retten. Wenn schon vielerlei gegessen werden soll, dann unter dem Vorbehalt, daß die Speisenfolge traumhaft schnell vorüberflitzt, zehn Gänge in einer Stunde, in einer Abwechslung kleinster Bissen, jeder nur ein Haps; oder daß alle Feierlichkeit,

aller Zwang aufgehoben sei und man zwischen die Gänge eine Zigarette setzen darf; jedenfalls aber, daß sich das Ganze abspiele in einer Tafelrunde wahrhaft gebildeter Epikuräer, deren jeder blitzschnell die Nüance zu fangen weiß. Dann sieht man jede Einzelheit wie in drehenden Spiegeln allseitig abgeleuchtet, spielerisch, elegant, weltmännisch. Ein geistloses Mastschwein, eine Kunst-meckernde Ziege — und aller Aufwand ist futsch. Man ist in der Hand des Zufalls, und es kann einem bös in die Schüssel gespuckt werden.

Nein, das Essen sei in der Hauptsache kurz. Ein, höchstens zwei Gerichte; und die sinnvoll. Ein Mensch, der mit Verstand ißt, weiß schon ein einzelnes Gericht systematisch zu stufen, und sei es auch nur, daß er auf den besten Bissen hin zuspitzt. Wenn man will, eine Suppe voraus. Vor kräftigen Speisen liebe ich besonders eine leichte Weinsuppe mit gehäuftem Schnee; oder

eine der Fruchtsuppen, unter denen Hagebuttensuppe, durch einen Schuß Rotwein gekräftigt, und Fliederbeersuppe, von einigen Makronen besegelt, besondere Vorzüge haben. Klare Fleischbrühe in gebührenden Ehren. Den abgeklapperten Krebs- und Schildkrötensuppen ziehe ich eine Suppe von Karpfenrogen mit gerösteten Semmelwürfeln weit vor. Wer mit einem Paukenschlag beginnen will, probiert eine echte Hamburger Aalsuppe, auf dem Schinkenknochen gekocht, mit fetten Aalbrocken, Gemüsekrümeln und Backpflaumen darin. Friedlicher, aber auch füllend ist eine Minestrone, von Gemüsen starrend, mit viel Parmesankäse. Zum Vollkröpfen, eigentlich schon Hauptgericht, Brühe mit Gänseklein oder Huhn mit Reis.

Die Sitte, vor oder statt der Suppe Bissen zu essen, die den Magen munter machen, ist nicht zu tadeln. Austern und Kaviar: jawohl, jawohl. Austern können es allerdings — wie Krebse — auch vertragen,

um ihrer selbst willen, nicht nur als aufschließender Gaumenreiz, gegessen zu werden. Man wird von zwei bis drei Dutzend Austern angenehm satt, wenn man dazwischen bedächtig schöne Keile von Chesterkäse setzt. Hors d'oeuvre, denen man die Kümmerlichkeit von weitem ansieht, soll man sich ganz sparen. Wenn schon, denn schon: ich lobe mir die Üppigkeit schwedischer Vorgerichte, in denen sich, zu dreierlei Brot, die ganze Fülle der Schöpfung vom roten Kaviar bis zum Gurkenblättchen tummelt. Ich drücke dir gerührt die Hand, tüchtiger Bauinspektor und Addagrammatiker, der du unter das Roastbeaf ein Fundament aus getrüffelter Gänseleberpastete, Spickaal, Ölsardinen, Makrelen in Tomaten, Bauernwurst und Chester zu mauern weißt.

Bestandteil jedes ausführlichen Essens sei Kompott oder Salat; im Zweifelsfall beides. Gedünstetes Obst, von konzentrierter herber Süße, kratzt den Geschmack, dessen

Reiz durch seine Vergänglichkeit erhöht wird, lieblich hinweg; in diesem Punkte ist die Preiselbeere allen Rivalen überlegen. Salat hellt den Gaumen auf; ein leichtes, spitziges Aufpeitschen des Schlingmuskels macht den ganzen Menschen wieder frisch. Beizende, in die Nase krabbelnde Brunnenkresse, bitterliche Rapunzel, saftig kühle Gurke, kitzelnde Endivie, forscher Sellerie, pralle Tomate, einzeln oder in vielfältiger Kombination; über alle geht der Kopfsalat. Nichts hat mich von der überlegenen Magenkultur Frankreichs tiefer überzeugt als die Liebe, mit der in den einfachsten Pariser Kneipen Arbeiter in Blusen den Salat selbst bereiten: mit Perlzwiebeln, Schnittlauch, Petersilie und andern Kräutern, dazu Weinessig und echtes bernsteingelbes Provencer Öl, eine Prise Salz und ganz wenig Pfeffer hurtig dazwischen. Hauptsache ist freilich der Salat selbst: von ihm pflückt der Schlemmer sorgsam jedes grüne Blatt fort, nur der

bleichgelbe Kern wird auseinandergebrochen und das innerste Köpfchen ganz in die Schüssel versenkt. Solcher wohlgelesene Salat schmeckt, wenn man edles Öl nicht hat, auch einfach mit Essig und Salz oder süß mit Sahne. Sehr liebe ich ihn sauer mit gebratenen Speckwürfeln, die man mit einem Teil des ausgelassenen Fetts vorsichtig von der Seite in die Schüssel schüttet, ehe man sie mengt. Dies mit Spiegeleiern und Bratkartoffeln oder zu einem Eierkuchen ist essenswert.

Käse: ironischer Geselle, der den Verdauungsduft in die beste Gesellschaft schmuggelt! Selbstzweck kann er sein, wenn er in Verwesungsfarben schillert und läuft; ich sah mal einen dicken Landarzt, der als Abendbrot Gänseschmalz auf derbe dunkle Brotscheiben strich und sie abwechselnd mit fester, leicht geräucherter Hausmacherleberwurst und solchem Käse belegte. Wer's verträgt, dem schmeckt's mit einem Korn sehr

gut. Im Gefolge des Essens bevorzugt man die edlen Sorten: Gorgonzola oder Roquefort mit grüngrauem Marmorgeäder, Emmenthaler, dem die klare Träne im Auge steht, sahnigen Camembert und schaumigen Brie, alten Holländer mit seinem alkoholischen Gährungsduft, seifigen Chester.

Die Süßspeise schließt den planmäßigen Vorbeimarsch der Gerichte. Ich liebe sie als vorbeiflatternde Schlußerscheinung, allein sagt sie mir nicht viel, weil sie allzu einseitig auf der Basis des Zuckers aufgebaut ist. Zucker ist im Grunde ein schrecklicher Nivellierer; als Individuum ist ihm der Honig mit seiner vielfältigen Abwandlung — Zwei-Oktaven-Spannung vom Lindenblüten- zum Fichtenhonig, den die Fachleute ablehnen — weit überlegen. Aber gerade diese Gleichförmigkeit der Grundlage stachelt die Erfindungsgabe auf. Welche unheimliche Fülle vom geblasenen Schaum bis zum dickstehenden Eigelb, von der ge-

hauchten Kruste bis zur kompakten Krume, vom fließenden Creme bis zum kristallisierten Eis, von der harmlosen Kindlichkeit bis zur raffinierten Veralkoholisierung (o Maraschino!).

Nun löst sich die Ordnung, und es schwärmen die Freuden in bunter Reihe: Obst, Zigaretten, Konfekt, Kaffee, Schnäpse. Der Nachgenuß und die liebe Verdauung beginnen, Vergeistigung und Verstofflichung.

Ist es nötig, sich an diese Route zu halten? Sie ist als zweckmäßig durch Generationen erprobt; aber man kürze sie ab, mache nicht zur Strapaze, was Genuß, nicht zur Zerstreutheit, was Konzentration sein sollte. Wer diesem Rat folgt, für den vereinfacht sich auch die Getränkefrage. Es ist nicht ohne, jeden Gang mit einem besonderen Weine zu begleiten; und geradezu imponierend, wenn einem stets von neuem ein befrackter Sklave einen erlauchten Namen und Jahrgang zuflüstert, — bei welcher Ge-

legenheit schlechte Menschen der gespreizten Feierlichkeit und geheuchelten Selbstverständlichkeit einen Possen spielen, indem sie sich auch nach dem Namen der Gerichte erkundigen und wie man sie eigentlich essen soll. Aber gute Dinge zu trinken, ist im Grunde eine Sache für sich; es heißt sie mißachten, wenn man ihnen nicht den ganzen Menschen widmet. Man behandle beim Essen das Essen als Hauptsache und verfahre mit dem Getränk sachlich. Ich bin nicht für Selterswasser beim Mahl; wer den Alkohol abschwört, der sollte auch nicht so lasterhaft viel essen, daß er der Gurgelspülung bedarf; er verkleinere die Speisen, fletschernd, zu einem leichtflüssigen Brei und stille seinen bescheidenen Durst an Kompott und Obst. Übrigens gibt es ein Gericht, zu dem nichts so gut schmeckt wie ein Glas frisches Wasser; es sind — der Kuriosität halber sei's angemerkt — Makkaroni. Zu manchen Destigkeiten ist ein Glas Bier

jedem andern Getränk vorzuziehen; manches — Beefsteak, Roastbeef, Austern — paart sich schön mit Porter und Ale; allzu dreistes Fett schreit nach Bändigung durch einen Schnaps. Ein Glas Portwein zur Suppe, Sekt zum Nachtisch haben ihre Rechte. Bei kurzen Mahlzeiten leistet auch dem Schlemmer ein Wein genug, und er wird, weil er den Wein ehrt, in der Regel keine große Marke, wennschon eine gute wählen. Falls er überhaupt zur Mahlzeit trinkt, was, namentlich wenn er sich an ein Gericht hält, keineswegs immer lohnt. Hinterdrein kommt ja der Kaffee, der viel wichtiger ist als ein Beigetränk, dieweil er aus der Animalität wieder zur Geistigkeit zurückführt. Merk's, Schlemmer: kurze Genüsse sind die schönsten!

Und so kann es dir geschehen, daß dir weit stärker als ein sorgfältiges Eßprogramm ein einfacher, guter und starker Eindruck an die Nieren greift. Etwa eine Gänsekeule in

Weißsauer oder ein Trumm fettgerandeten zarten Schinkens, dem Kienholz das Aroma gab; oder ein dick mit Butter gestrichenes, ja selbst ein trockenes Stück Bauernbrot, aus schwarzem Roggenmehl gebacken, fein durchsäuert, mit einer Kruste, deren brenzlige Bittersüße den ganzen Mund füllt, — wobei wieder ein Unterschied zu machen ist zwischen der braunglasierten oberen und der weißbestäubten unteren Rinde. Eine Hand voll Knorpelkirschen am frühen Morgen; ein Glas Milch frisch aus dem Eimer, warm und wie Champagner schäumend, am Vorabend; oder eine gute Dickmilch mit geriebenem Brot: wenn man's im richtigen Augenblick hat, gibt's nichts Besseres.

Trotzdem ist es gut, sich nicht auf solche Glücksfügungen allein zu verlassen. Namentlich nicht zu zweit, insbesondere ganz und gar nicht, wenn du mit einem reizenden Weib zusammen bist, die gern was Gutes ißt. Für solche Fälle magst du schon einen

kleinen Magenfahrplan bereit halten, einfach, ohne dem Nachtisch vorzugreifen. Etwa —

im Sommer: Kirschensuppe, Spargel mit Schinken, Erdbeeren mit Schlagsahne; oder Blumenkohlsuppe, junge Tauben mit Kopfsalat, Eierkuchen mit Stachelbeeren. Getränk Mosel;

im Herbst: Gemüsesuppe, Lebern auf Reis, Ente mit Sauerkohl, Brie. Getränk Bordeaux; oder Kaviar, Hagebuttensuppe, Rebhuhn mit Rotkohl, Preißelbeeren, Roquefort. Getränk Burgunder;

im Winter: Klare Brühe, Rheinlachs, Rehrücken, Apfelmus, Schweizerkäse. Getränk Rheinwein; oder Austern, Nierensuppe, Roastbeef mit Gemüsen, Kompott und Salat, Holländer Käse. Getränk abermals Rheinwein. Oder — an einem naßkalten Tage, an dem es euch bis ins Mark fröstelt: Hummer, Beefsteak mit Bratkartoffeln, englischer Sellerie, Chester. Getränk Porter mit Ale.

Es ist nichts angenehmer bei ausgezeichnetem und gestuftem Essen als ein junges Weib, dem es schmeckt und das es sich unverhohlen schmecken läßt. Betröpfle nach der Mahlzeit ein paar Erdbeeren oder eine Scheibe Ananas in hohem Glase mit Sekt. Man spürt Zusammenhang, wie frischer Saft und Duft der Erde in ein edles Geschöpf hochquillt und als Fröhlichkeit blüht. Hier geschieht die wahre und sinnfällige Veredlung der Materie: Verleiblichung, die die Fortsetzung in der Vergeistigung findet.

Auch sie beginnt schon beim Essen. Manchmal, seltsam überrascht, spürst du Wesen dessen, was du zwischen den Zähnen oder auf der Zunge hast. Das ist — Brot, schlechthin; das ist — Fleisch, schlechthin; das ist — Blut, Muskel, Fett, Zelle, lockeres Pflanzengewebe, gedrängte Frucht. Das sind Gruppierungen des Stoffs, die du plötzlich mit hellhörigem Gaumen als überindividuell empfindest, als letzt und endgültig. Aus be-

schaulichem Essen keimt jezuweilen, unleugbar, eine metaphysische Ergriffenheit.

Du lachst? Gleich wirst du schimpfen, Oberflächlicher, der du für alles nur deine abgegriffene Scheidemünze hast, und wirst mich als Lästerer verschreien. Aber ich bin keiner, sondern nur sachlich, wenn ich dich darauf aufmerksam mache, daß nicht ein Zufall es war, der das Essen zum Sakrament erhöhte. Eine lange, seltsam gewundne, aber nie abgerissene Reihe führt vom Fraß des Wilden über die Opferspeise zum Abendmahl. Symbole sind — das ist ihr Unterschied vom kalten Vergleichen — nie bloße Ähnlichkeiten, sondern Wesensgleichheiten; nicht Parallelen, sondern Identitäten. Das Abendmahl ist feierliche Sublimierung des Essens und Trinkens, letzte Verseelung eines natürlichen Vorganges, genau wie Taufe des Bads und Ehe der Begattung. Über alle Verleugnungen der Askese, alle Kasteiungen durch Fasten, Schmutz und Enthaltung

triumphierte die Erhöhung und Heiligsprechung der Grundlagen des Lebens. Essen, Trinken, Reinigung, Fortpflanzung: gibt es Einfacheres, gibt es Erhabeneres? Kein Denken allein würde ausreichen, diese Entwicklung von der Wurzel bis zur feinsten Spitzenstrahlung zu fassen; man muß sie körperlich fühlen. Und was ist Schlemmen anderes als Gefühl der eigenen Leiblichkeit, Versinken in ihrem Augenblick, ohne Leid und Reue?



Die Wonne, den Durst zu löschen, teilen wir mit dem Tier. Sie sinkt darum nicht in unsrer Achtung. Es tut ungemein wohl, einen kalten, klaren Wasserstrahl in sich hineinlaufen zu lassen, frische geschleuderte Tropfen aufzufangen, Mund und Schlund zu durchrieseln und zu durchspülen, als nähme man eine inwendige Dusche. Milch, Fruchtsäfte, die lebhaften natürlichen Mineralwasser filtern zudem den kräftigen Extrakt von Kuh und Wiese, Garten und Wald, Stein und Salzen in unsere Gewebe, und die zarte Energie des Tees füllt die Zellen mit neuer Spannung. Da es so reine Mittel gibt, bedarf es nicht der ordinären gift-

farbenen Brausen, die eine schweinische Erfindung sind.

Aber man trinkt nicht über den Durst. Der Magen, der von Flüssigkeit schwappt, wird hilflos. Es ist das Gemeine am Bier — von dem ein Glas zur rechten Zeit seine Qualitäten haben kann —, daß es zwar berauscht, aber nur, wenn man es in Mengen säuft; daß es also die Überfüllung des Magens zur Bedingung der Bezechtheit macht. Alle Biertrinker pumpen sich zu voll, sodaß ihnen im Unterleib bange wird. Ihre Gemütlichkeit ist stumpfsinnige Ergebung, ihr Radau Angst vor dem würgenden Ekel. Sie sind unappetitlich, ob sie nun das Zuviel aus den Poren schwitzen oder aus dem Halse speien. Der Schlemmer meidet die Kneip- und Stammtische, an denen diese Sippschaft klebt und sich beschlaucht, es sei denn, daß er sie sich einmal verordnet wie einen recht stinkigen Harzer: als Protest gegen die Arroganz zu großer Verfeinerung.

Wer fliegen will, bindet sich keinen Klotz ans Bein; und wer sich berauschen will, schont den Magen. Rauschgetränke müssen konzentriert sein. Man trinkt sie überhaupt nicht für den Durst, sondern ganz von ihm absehend. So wenig man einen Tizian mietet, damit er eine Wand weiße, so wenig mißbraucht man edlen Wein zu einem Zweck, zu dem Wasser vollauf genügt. Feine Werte entziehen sich einer Zwecksetzung, die nicht in ihnen selbst liegt. Darum muß man edlen Getränken Gelegenheit geben, sich in ihrer vollen Glorie zu zeigen. Wenn man Wein zum Essen trinkt, darf er nicht dazu dienen, schlechtgekaute Speiseknödel hinunterzuschwemmen, sondern höchstens, um mit erlesenen Speisen ein anmutiges Gesellschaftsspiel zu treiben. Aber auch zu diesem bereits gehöhten Zweck sind die ganz edlen Weine zu schade; man darf höchstens zu i h n e n essen, und dann etwas Einfaches: Obst, Brot. Denn sie treten mit dem Recht und dem Anspruch

des Individuums auf, sie wollen für voll genommen werden. Sie verlangen die Intimität der Freundschaft, die auf gegenseitiger Wertschätzung beruht.

Sie geben ihre Seele nur im kleinsten Kreise. Es war wohl schön, wie wir einmal die Nacht zu drei vertranken: das zarte Brautglas meiner Urgroßmutter, eine geblasene Blume auf hölzernem Stiel; das Leibglas meines Urgroßvaters, auf goldgelbem Schild eine Grille eingegraben — Nur eine ist erlaubt! — und das handfeste grüne, vieleckige Glas, das einst Abzeichen einer noblen Tafelrunde war. Das hatte ich. Aber war da wohl der Wein das Wichtigste? Nein. Am allerbesten trinkt man Erlesenes — so lehrte mich mein erfahrener Freund Gustav Friedrich schon in blühender Jugend-Jugend — allein mit einem erwählten Mann. Die gute Flasche ist dazu der dritte im Bunde, gleichwertiger Genosse, dem man auch noch in der Vertraulichkeit Respekt erweist. Man

behandelt den Wein nicht als Statisten, sondern als Persönlichkeit, vielleicht gar, wenn er seine Vorzüge zum erstenmal entfaltet, als Hauptperson. Der Aufmachung bedarf es nicht, wohl aber der Stille. Flasche und Glas — das, wenn es sich nicht um ein kostbarstes Stück handelt, immer feingeschliffen, ungehökert und auch bei Rheinwein farblos sei — stehen am besten auf einer blanken gebräunten Tischplatte. Dämmerung dickwandiger Keller schafft ein Gefühl der Sicherheit und hält die Atmosphäre der nahe gelagerten Fässer und tausend guter Trünke zusammen. Genug Licht, um den Sonnentropfen im Becher schweben zu sehen; nicht zu viel, damit das Auge nicht das Übergewicht erhalte über die Nase, die die Blume saugt, vorsichtig genähert, tastend, leise gestrafft. Es geht nichts über die guten alten Ratskeller, die noch nicht Vergnügungsort geworden sind wie der Bremer und ach so viele andere, sondern Stätten der Beschau-

lichkeit blieben; nachmittags, wenn durch einen Fensterstollen das Licht quer in den schmalen Raum ragt.

Ich muß gestehen, daß ich es mit einem erlesenen Tropfen ganz gut auch allein aushalte, ohne mich nur einen Augenblick zu öden. Wir freuen uns gegenseitig an einander, was wir für feine Kerle sind. Da tanzt der leichtfüßige Dhroner vor Übermut; der Caseler strahlt aus seinem vornehmen Bauerngesicht erdige Heiterkeit; der Niersteiner Pfuhlweg lächelt aus seinem herrlichen Ernst; der temperamentvolle Steinwein blitzt schneidig ins Gespräch; der Chambertin strömt seine feurige Fülle; der Pomerol dämmert gedankenvoll vor sich hin; der Yquem schweigt, und sein Schweigen ist ein Lied. Verdammt noch mal, man muß allerhand Selbstbewußtsein besitzen, um vor Partnern zu bestehen, die es so in sich haben; und sich so beschenken zu lassen, ohne daß einen die Scham packt. Alle Sinne sind ausgefüllt.

Man rutscht sacht, aber unaufhaltsam in seinen eigenen Urgrund: nicht als ein blindes Tiefseetier, das schleimig um sich tastet, sondern wachträumend, hellhörig und feinfühlig, von Hemmungen befreit, seines nackten Wesens königlich bewußt. Alles Zufällige flattert ab; vor dem feinsten Auszug aller Elemente besteht nur das Elementarische. Seht, so ein Weinstock spannt sich wie eine Antenne, feinste schwingende Ätherteilchen aus Sonne, Luft, Regen und Erde an sich zu reißen und sie in die Traube zu sammeln: diese zusammengepreßte Energie entspannt sich schon im Glase durch Abschleudern kleinster Partikelchen, die als Duft schweben, vollends aber im Munde und im ganzen Körper des Trinkenden; sie füllt ihn bis in die Fingerspitzen und strahlt aus den Nervenenden wie ein Sankt Elmsfeuer. Die ätherhafte Auflösung, die Entstofflichung ist's, die wir im edlen Weine suchen und finden.

Diesen Vorgang zu fühlen, ist unsre Be-

schäftigung beim Trinken. Wer ihn kennt, der verhält sich zum bloßen Markenkenner wie der Prophet zum Systematiker. Laßt uns die Männer ehren, die aus einem winzigen Schluck, aus dem bloßen Geruch gar Wachstum, Lage und Jahrgang bestimmen können. Aber dieses Studium erfordert ein ganzes Leben, das wir für diesen Zweck nicht einzusetzen vermögen; wir wollen etwas anderes als sie, die oft genug den Probeschluck nur ein Weilchen im Munde behalten und ihn wieder ausspucken, statt ihn durch die Kehle gleiten zu lassen. Innerlich näher fühlen wir uns jenen kräftigen Greisen mit schneeweißem Haar und glattrasiertem, rosig überhauchtem Gesicht (ach, jetzt sind sie wohl ausgestorben!), denen man ansah, daß sie ein halbes Jahrhundert lang mit Freude, Kennerschaft und vornehmem Maß ihren Wein tranken. Uns fiel ein andres Lebenslos; was sie aus sorgfältiger Vergleichung heraussieben konnten, müssen wir

aus Stichproben intuitiv herausreißen. Immerhin!

Die Erlauchtheit eines edlen Gewächses erlaubt nicht, ihm ein weniger edles folgen zu lassen. Man muß steigern und den größten Wein an den Schluß stellen; denn er ist in jeder Beziehung Selbstzweck. Man darf sich in ihm auch nicht hemmungslos bezechen, was aus andern Gesichtspunkten gewiß erlaubt sein mag, aber nicht aus dem des Schlemmers. Ihm genügen zur Erzeugung der Feuchtfröhlichkeit die minder edlen Genossen, mit denen man gleich zu Anfang auf du und du steht; die hemdärmeligen, rotbackigen, sauberen und gesunden Landweine: etwa ein starker Walliser, der jählings köpft; ein vergnügter Schillerwein aus Schwaben; ein treu- und warmherziger Kalterer aus Tirol; ein feuriger, dunkelgelockter Veltliner; ein ernsthafter, kräftiger Chianti; ein leichter Ungar, der in den Rieslingduft ein wenig südlichen Hauch mischt; alle die guten Ge-

tränke, die man am besten nicht aus der Flasche, sondern vom Faß und am allerbesten an der Stelle trinkt, wo sie gewachsen sind. Sie haben nicht die feinen persönlichen Unterschiede der edlen Weine von Mosel, Rhein, Hessen, Franken, Bordeaux und Burgund, aber kräftigen Rassecharakter; man kriegt sie beim Kopf wie ein hübsches Bauernmädchen.

Was die ausgesprochenen Südweine betrifft, so scheinen sie mir ein Geschlecht für sich zu sein, von den andern getrennt, wie die Südfrüchte von unserm Obst. Hier scheiden sich für meinen Geschmack nur noch die großen Arten, innerhalb ihrer gibt es kaum noch Unterschiede des Charakters, sondern nur noch der Güte und Stärke. Ein ganz alter Malaga, rostbraun, vor Schwere starrend, ist allerdings etwas Köstliches; und Portweine und Sherrys sind feine Begleiterscheinungen andrer Genüsse. Man begegnet diesen Weinen überhaupt gern in Gesellschaft, wie dem Sekt oder der Bowle.

Zum intimen Verkehr wählt sie wohl nur, wer den schweren Rausch sucht.

Aber den findet man sicherer und gedrängter beim Schnaps. Nicht bei den Likören, die selbst, wenn sie ausgesucht sind, immer nur Zierat bleiben, weil ihre Süße schließlich widersteht; sondern bei den Ur- und Erzschnäpsen, die reine Destillate aus einfacher Grundsubstanz sind. Zu ihnen zählen Getreidekorn, Whisky, Kognak, Rum, Arrak, Kirschwasser, Enzian, Wacholder, Genever, Absinth. Rum und Arrak kann man ganz gut auch pur trinken; namentlich der Rum hat dann einen exotischen Reiz, etwas Schnupf- und Kautabakiges, etwas von der Atmosphäre des kleinstädtischen Kolonialwarenladens mit dem Neger vor der Tür, der die dicke Zigarre im Munde und das Zuckerrohr im Arme hält. Aber meist mischt man sie mit heißem Wasser und Zucker zu Grog, der als inwendiger Umschlag, als versetzte Bauchbinde bei Schlacker-

wetter und Nebel nicht minder wohltut als bei klingendem Frost. Er schützt vortrefflich gegen Erkältung, wenn man ihn rechtzeitig trinkt, das heißt ehe man die ersten Anzeichen spürt, und schmeckt am allerbesten in der Kabuse eines leicht schwankenden Schiffspontons, wenn einem ein alter Seebär dazu plattdeutsche Döntjes oder deftige Lebensweisheit vorschnackt. Wer je Sehnsucht nach einem Priem fühlte, befriedige sie bei solcher Gelegenheit. Wünscht man die Volltrunkenheit nicht allzu stürmisch zu erleben — und davor ist bei Rum jeder zu warnen, der nicht gern mit seinem Bett Karussel fährt — so nehme man wenig Zucker, ein halbes Stück genügt aufs Glas. Die Verzuckerung und das Verschneiden des Rums haben den Grog sehr verpöbelt; probier's mal mit ganz reinem Jamaika und ganz wenig Zucker, und dann sage, ob das nicht edel schmeckt! Whisky und Kognak sind für Grog zu schade und auch zu dünn, man

muß, will man's probieren, die Mischung sehr nördlich nehmen. Whisky mit Soda — keiner besser als Sweps — ist ein guter Pausenfüller und Auffpritzer, höchst geeignet — Sie können es bezeugen, lieber Erwin Rosen —, die Kraft eines gehetzten Nervenmenschen aufzupulvern. Absinth, wenn man, wie bei uns üblich, ein Gläschen über Zucker in Eiswasser laufen läßt, daß das Glas sich wölkt und leicht fluoreszicrt, ist eine Vorspiegelung falscher Tatsachen. Kippt man ihn ausgiebig aus der Flasche, so läßt sich ernsthaft über ihn reden. Man spürt eine seltsame Zerfaserung der Gehirnmasse, als löse sich ein Knäuel in flatternde Fäden auf. Ein buntes Traumnetz daraus wird aber nur weben, wer Farbe und Muster in sich selbst hat. Die Jünglinge mit der Stirnlocke schaffen's nicht.

Will man sich, ohne weitere Redensarten, weidlich bedudeln, so führen Korn, Whisky und Kognak auf dem gradesten

Wege zu diesem Ziel. Sie überfüllen, kraft ihrer äußersten Konzentration, den Magen nicht; sie rufen infolge ihrer Herbheit keine Gärung in den Eingeweiden hervor; sie irritieren die Zunge nicht durch Nebengeschmäcke, die auf die Dauer immer schlechte Geschmäcke sind; sie bepelzen nicht den Gaumen. Korn muß man in Schlesien trinken, wo man den hellen Getreideduft nicht durch Kümmel verunreinigt. Hier gibt es Korne, die wie Öl fließen und füllig-vornehm schmecken, beinahe wie Cordial Medoc (der ja auch ein reines Destillat ist). Sie kratzen nur ganz leicht die Speiseröhre hinunter und fegen den Magen mit einer sanften Bürste. Ein leichtes spritblaues Licht schwankt durchs Gehirn, die Welt liegt im Schein eines fahlen Morgens, ein bißchen fröstelnd, ein ganz klein wenig unheimlich. Es ist eine Stimmung, um Depressionen auszukosten (nicht wegzuschwemmen, wie die Spießer wähnen). Der Whisky ist eine

Tönung wärmer; weizenblond; nicht so abstrakt, sondern eher traumhaft-verblasen. Einen Goldton, der die Trübsal wegpustet, bringt der Kognak; Kognak dem Wesen, nicht dem Namen nach, also konzentrierter Geist des Weins. Er gleitet sanft durch die Kehle; erst wenn er im Magen landet, glüht die Spur von seinem Feuer, das den Mund in eine glimmende Tropfsteinhöhle verwandelt.

Die drei großen Schnäpse trinkt man am besten allein. Sie gehen einen eigenwilligen Schritt mit einem jeglichen, und es ist peinlich, wenn der Partner vorauspurzelt oder nachhinkt. Wie viel schöner als solche aus dem Takt fallende Kameradschaft (oder gar die turbulente Wüstheit des Massensuffs) ist die grandiose Einsamkeit. Gewiß, es gibt Segnungen auch zu zweit. Man saß plötzlich mit Paul Scheerbart — gesegnet sei dein Andenken, du zartfühlendster aller Menschen! — in einem Turm von

buntem Glas. Oder man erschreckte und erbaute sich — weißt du noch, alter Kupferstecher, den ich hier nicht nennen will, weil sonst deine ganze mühsam auf Glanz polierte Reputation in die Binsen ginge — an grotesken Bildern, bis die Bude wie ein indischer Tempel austapeziert war. Aber der Vorgang an und für sich, den so nur der einsam Pichelnde erlebt, ist doch der stärkste Ertrag: Gefühl der Atomisierung, Abbröckeln der Welt und des eigenen Leibs, Auflösung in einen kreisenden Staubwirbel.

Edle Räusche — edel kann nur sein, was selten ist — bekommen ausgezeichnet. Sie entfesseln keinen Kater, es bleibt nur eine leichte Benommenheit, die gründliche Reinigung fast völlig hebt. Wunderbar aber ist nach durchzechter Nacht die Nachwirkung am Nachmittag, wenn man das leichte, warme, niemals saure Mittagsbrot und den Kaffee hinter sich hat. Man ist

auf eine äußerst angenehme Weise faul, zum Handeln ganz und gar nicht aufgelegt, aber höchst empfindlich und aufnahmefähig in jedem Nerv. Die ihr von solchen Dingen nichts wißt, mögt es glauben oder nicht, das soll mir völlig wurst und pimpe sein: aber da sind Stunden voll feinster Berührungen; nicht, ein Weib zu erobern, sondern den flüchtigen Reiz ihrer Nähe zu fühlen; an einer Blume zu riechen; seine Zähne sanft in sanftes Fruchtfleisch zu setzen; eine Landschaft mit der Haut zu trinken; sich von einer Mozartcantilene wie vom Hauch eines Rosenbeets anwehen zu lassen; die Lichtschwingung eines Gedichts zu fühlen, das aus Sternenfernen kommt wie die Selige Sehnsucht. Du nanntest — weißt du noch, Liebste? — diesen meinen Zustand damals, fern jedem geschwollenen Lyrismus, veralkoholisiert; aber du sagtest: angenehm veralkoholisiert. Und es war auch schön, weil er alle Zwänge des Alltags, alle Absichten

des Männchens, alle Drohungen des Schicksals aufhob und nur die Erschlossenheit für den Augenblick kannte. Dieses gibt es auch ohnedem. Aber selten für einen, der in Ketten geht: und wie schön für ihn, ganz in Seide zu versinken.



Vom Rauchen und der geliebten Zigarette

„Gott grüß euch, Alter! Schmeckt das Pfeifchen?" Jawohl, antwortet der Biedere. Aber wenn du das durchschmurgelte Rohr ins Gesicht stecktest, würdest du schön spucken. Gewiß, es gibt Unterschiede. Englischer Feinschnitt, aus einer Kalebasse geraucht, schmeckt schon, wenn du, vorher kräftigst durchgeweht, auf dem Deck eines Kutters in der Flaute liegst. Die kurze grade Pfeife paart sich wohl mit Wasser, Luft und Grog. Es könnte auch möglich sein, daß du in dir einen Großvater entdeckst, der einen feierlichen Kult mit langen Pfeifen — brauner Weichselduft! — und holländischem Knaster treibt. Aber, alles in allem: in der Pipe raucht man,

sei das Rohr auch noch so sorgfältig durchstochert und ausgewischt, das Gestern und Vorgestern mit. Sie ist also etwas für stabile Existenzen, die mit viel Ruhe gesegnet sind und in Frieden ihre würdigen Bärte bräunen. Dir, der du einen nervösen Zug am Leibe hast, bleibt immer zu viel im Halse sitzen; du wirst den Geschmack, der die Schleimhäute gerbt, nicht wieder los. Die zarten Wärzchen sind gelähmt von der intensiven Verstänkerung; was du auf die Zunge kriegst, schmeckt mehr oder weniger nach Pappe, und hast du einen besonders starken Tobak geraucht, so ist der Rachen gereizt, als sei er wund. Kleider und Vorhänge sperren dich stunden- und tagelang in die Erinnerung ein. Diese klebrige Anhänglichkeit des Knasters ist fürchterlich und macht die Pfeife auf die Dauer unausstehlich, so trefflich sie gelegentlich in den Stil einer kräftigen Stunde passen mag.

Die Zigarre ist nicht viel besser. Man

saugt den warm ausströmenden Dampf mit Behagen, aber der kalte Dunst stinkt furchtbar, gleichviel, ob er aus einem Aschenbecher oder aus einem Munde kommt. Ich kann nicht glauben, daß einem frischen und wohlriechenden Mädchen solches zusagt; ertragen wird es klaglos wohl nur die Ehefrau, die Kummer gewöhnt ist. Freilich, wer sich ein ganz edles Kraut leisten kann, fällt nicht in diese Verdammnis. Denn die echte Importe hat nicht nur einen edlen, sondern auch einen flüchtigen Duft. Sie zieht nicht in die Haut, sondern ins Gehirn. Dieses freilich greift sie gewaltsam an, sie löst seine feste Substanz zu leichter Flockigkeit auf. Man muß für die nötige beharrende Schwere des Körpers gesorgt haben, um einer frischen dicken Upman gewachsen zu sein, sie fordert das ausführliche Diner als Vorbedingung — ist eine lange Speisenfolge am Ende nichts als ein schwieriges Hindernisrennen nach der Importe? —,

sie fordert den Kaffee, nachtschwarz in Fingerhüten serviert, und die honigfarbene Chartreuse als Begleitung, fordert den Klubsessel als Unterlage des trägen Leibes. Die Seele schwinget sich wohl in die Höh' juchhe: in einen feinen Dunst aufgelöst schwebt das bessere Teil empor. Ist für die Standfestigkeit des Balgs nicht hinreichend gesorgt, so lockert sich auch sein Gefüge: man kriegt den Tatterich.

Die Importe ist Klasse für sich. Die gewöhnliche Pfeife und Zigarre aber haben etwas Ordinäres. Ihre dickbäuchige Bürgerlichkeit erscheint vielen als tugendhaft, und sie schelten auf die Zigarette, der es auch entschieden an Gesetztheit fehlt. Alle Leute, die der Tugend auf die Strümpfe helfen wollen, haben es immer zuerst auf sie abgesehen; sie verfolgen sie fast mit dem gleichen Haß wie den Schnaps. Es scheint ihnen gegen ihr sittliches Prinzip zu verstoßen, wenn man Quantität und Umfang

nicht von vornherein als Vorzug gelten läßt. Nun, ich lasse mir durch keine Autorität vorreden, daß schlanke Zigaretten schädlicher sein sollen als dicke Sargnägel, reine Schnäpse aus kleinen Gläsern verderblicher als ausschwemmendes Bier aus Humpen, Hörnern oder Stiefeln. Mir scheint hier die gleiche Gesinnung am Werke, die in der Politik wohlbeleibte Männer bevorzugt und ein Weib nur schön findet, wenn sie möglichst viel Busen hat. Hier ist gewiß nicht so sehr die Tugend im Spiel, als vielmehr eine gewisse Neidboldigkeit, die dem anderen seinen feineren Geschmack übel nimmt und ihn als eine Art unerlaubten Hochmuts zu deppen beflissen ist. Die Plumpheit spielt sich auf Solidität hinaus. Mit der Pfeife oder Zigarre ist der Raucher dick verheiratet; die Zigarette, auch wenn man sie den ganzen Tag um sich hat, behält immer etwas von der Flüchtigkeit der Geliebten. Dies mißfällt dem Philister; er sieht ein Zu-

sammenleben erst dann als zulässig an, wenn eins dem andern ununterbrochen aufs Fell kniet.

Zigaretten muß man wechseln. Als leichte Zigarette des Alltags ist am brauchbarsten eine harmlose Russin oder eine Deutsche nach russischer Art, die nicht allzu ausgesprochen, aber durchaus reinlich schmeckt. Papiermundstück ist bei ihr empfehlenswert, damit man nicht den ganzen Tag auf Tabak kaut. Denn die erste Forderung, die man an eine Gebrauchszigarette zu stellen hat, ist die, daß sie sich nicht mausig macht. Ihr Hauptwert, namentlich bei der Arbeit, besteht darin, daß sie kleine Zerstreutheit, die einen jezuweilen befällt, absaugt, daß sie den Wechsel der Beschäftigungen durch seine Grenzstriche hervorhebt und Zeitabschnitte — Beendigung der Mahlzeit, mitunter eines Ganges, Aktschlüsse, Frühstückspausen — mit Diskretion fühlbar macht. Gerade das kann die Zi-

garre nicht leisten; sie ist viel zu massig und zu laut dazu. Diese leichte Zigarette spürt man im Zimmer kaum, in den Kleidern nie, sie läuft einem nicht ins Bett nach und erinnert beim Aufwachen nicht an sich. Sie ist immer nur da, wenn man sie ruft; ach, was für ein liebes Mädchen!

Die edlen Russinnen sind unbedingt die rassigsten und feinsten Zigaretten; sie schweben ganz in ihrem natürlichen Duft, der am ehesten an einen vornehmen Hautduft erinnert. Die Türkinnen sind üppiger, die Ägypterinnen bereits zu stark parfümiert. Den englischen gibt der Opium- oder Adrenalingehalt eine Süßlichkeit, die auf die Dauer verstimmt, obwohl die pralle Fülle der Stopfung etwas Gediegenes hat. Französische und belgische Zigaretten sind maskierte Zigarren oder Pfeifen; wünscht man eine Bastardform, dann wähle man wenigstens eine echte Havannazigarette mit Maishülse.

In erlesenen Stunden soll man eine erlesene Zigarette rauchen, die die Kette der Gewohnheit entschieden durchbricht. Hat man einen sehr edlen Tabak oder eine listige persönliche Mischung, dann ist schon das Drehen oder Stopfen ein feiner Weiheakt. (Jeder Zigarettenraucher sollte sich wenigstens zeitweise seine Röhrchen selbst fabrizieren; man weiß mehr vom Wesen.) Bei der edlen hat man den sublimen Genuß, der ohne Hast und in Entbundenheit von aller Schwere ausgekostet wird. Es gibt Begegnungen, die man nie vergißt. Vor anderthalb Jahrzehnten rauchte ich mal zufällig eine russische, der ich eine lange Weile sehnsüchtig nachlief, ohne ihrer je wieder habhaft werden zu können, wie manchmal ein Weib auftaucht, für einen Augenblick, und wenn sie vorüber ist, weiß man, daß man sie für immer verloren hat. Diese hatte die fabelhafte Herbheit eines ganz vornehmen schlanken Mädchens. Und

ein andrer Eindruck steht aufgezeichnet, unauslöschlich: von einer Türkin, die mir Mary Wigmann (auch darin genial) aus dem Ausland mitbrachte: sie hatte die edle Reife einer Dreißigjährigen, und ihr Mundstück war ein purpurnes Rosenblatt, das sich wie Samt an die Lippen legte.



Der absolute Kaffee

Kaffee ist der reine Extrakt der Kaffeebohne. Jeder — jeder! — Kaffeezusatz ist Schweinerei. Man kann, in üblen Zeiten, Ersatzkaffee aus Feigen, Eicheln, Zichorie, Mehlbeeren oder Rüben in sich gießen; das ist traurige Notwendigkeit. Hat man aber auch nur das kleinste Quantum wirklichen Kaffees und mischt das mit den schauerlichen Surrogaten, so begeht man einen gemeinen Frevel. Und sei's nur eine Bohne: lieber sie kauen, als diese Himmelstochter ins Bordell zum Gezücht stecken. Schärft euer Gewissen, liebe Freunde und teure Frauen! Mit gewissen Genußdingen muß man genau so sauber umgehen wie mit seinen

Fingernägeln; schämt euch, gepantschten Kaffee zu verabreichen, genau so, als solltet ihr ihn mit Trauerrändern servieren.

Kaffee enthält Koffein. Spaltet man dieses Gift ab, so ist's kein Kaffee mehr, sowenig wie ein Kastrierter ein Mann. Gewiß kann man sich absichtlich täuschen, sogar sich mal täuschen lassen, ohne es zu merken; und ich gönne es gewiß dem Lädierten, wenn er sich durch alkoholfreien Wein, nikotinfreie Zigarren und koffeinfreien Kaffee die Illusion verbotener Freuden aufrecht zu erhalten sucht. Aber es ist eben auch Illusion, Krücke der Phantasie, nicht Wirklichkeit.

Kaffee läßt sich vielseitig verwenden. Er kann als Unterlage für Kuchenorgien dienen, allen Torten, Mürbekuchen, Spritzkuchen, Blätterteigen, Napf- und Kranzkuchen, Obst- und Butterkuchen den Begleitton geben und vor allem dem guten Streuselkuchen, der ohne ihn gar nicht zu denken ist. Man kann aus ihm selbst eine flüssige Leckerei machen

durch viel Zucker und süße Sahne und ihn so dem Kakao und der Schokolade nähern, die auch gut sind; ja ihn sogar damit mischen, ihm sozusagen einen Schlafrock anziehen, und ihn mit einer Zipfelmütze von Schlagsahne krönen.

Und endlich kann man ihn in Wechselbeziehung setzen zum Alkohol in höchst konzentrierter Form. Chartreuse, Benediktiner, Cordial Medoc, Kognak, Curaçao, dazu die Importe: hat was für sich. Nach weniger kompakten Mahlzeiten stimmt ein klares Kirschwasser gut dazu; aber nicht hineinkippen! Und nach der Mahlzeit, wie gelöst von ihr, bewährt sich die Ehe mit Schwedenpunsch, zu der ein richtiger Liegestuhl das geeignete Bett ist. Schluck um Schluck zieht sich's wie eine Kette aus gelblichweißen und nachtdunklen Perlen durch einen Nachmittag oder Abend.

Aber alles dieses ist nicht der absolute Kaffee. Den kann dir keiner geben, sondern

den mußt du dir selbst machen oder du mußt dir eigens jemand zu diesem Zweck erziehen. Am besten: geh in dein Kämmerlein und mach die Tür hinter dir zu. Nimm nur mit, wessen du nicht entraten kannst: den Wasserkessel, die Kaffeekanne, die Tasse und die Kaffeemühle, in der du die nötige Menge der köstlichen Bohnen mahlst, während das Wasser über der Flamme steht. Ist es dir möglich, die Bohnen unmittelbar vor dem Gebrauch in einer zierlichen Trommel selbst zu rösten, — umso besser. Immer wähle sie mit Verstand. Die Sorte tut es nicht; eine jegliche ist gut, wenn die Bohne mit Sorgfalt geerntet und völlig ausgereift ist. Beschnüffle sie beim Einkauf, daß sich keine Stänker darunter befinden und keine öligen, auch daß ihnen kein Rauchgeschmack anhafte, der das edle Aroma totschlägt. Wie viel du nehmen sollst? Denke nicht, es durch die Menge zu schaffen. Für eine Kanne von drei Tassen genügen vollkommen zwei Lot;

du willst Kaffee machen, keinen Schlamm. Das Pulver muß ganz fein sein.

Die Kanne sei aus feinem, dünnem Porzellan, das den Duft wie kein anderer Stoff entwickelt. Steingut oder Ton verdumpft ihn, Metall stimmt ihn falsch. Kaffee ist so empfindlich, daß man ihn vor jeder Berührung hüten muß, die seinen zarten Organismus bedrohen könnte. Er muß völlig luftdicht aufbewahrt werden. Ist in der Mühle etwas andres gemahlen worden, sei es auch nur eine minderwertige Bohne, so muß man jeden Rest entfernen, ein Quantum des eigenen Kaffees durchmahlen und dieses an jemand verschenken, der auf letzte Feinheit keinen Wert legt. Alle komplizierten Apparate, alle Maschinen, Trichter oder gar Säcke sind Attentate. Durch manche diese Filter gelingt eine bessere Auslaugung; sie geht stets auf Kosten des Aromas. Starken Kaffee zu machen, ist keine Kunst; dann nimmt man ihn einfach in Masse und kocht ihn, daß er

tintendick ist. Will man türkische Zubereitung einmal probieren, so geschieht das am zweckmäßigsten in einem Glasgefäß über einer Asbestplatte. Aber du willst den Geist des Kaffees aufschließen, nicht ihm seinen Gehalt abpressen.

Fülle die leere Kanne, die peinlichst sauber und völlig geruchlos sein muß, mit kochendem Wasser bis zum Rande, daß sie völlig gleichmäßig durchheizt ist, gieße sie aus, entferne jeden Tropfen Feuchtigkeit aus ihr und wende sie, damit sie staubtrocken sei, vorsichtig über der Flamme. Dann kippe das Pulver hinein und gieße das frisch und spritzend kochende Wasser langsam, kreisend und mit kleinen Pausen — Deckel jedesmal fest auf! — darüber. Wenn's geht, stell die Kanne auf einen heißen Platz (nicht so heiß, daß der Inhalt weiter kocht) und umwickle ihren Bauch mit einer Serviette. Der Kaffee soll nicht zu tief in die Tülle hineinstehen, sonst staut sich in ihr der Satz und purzelt beim

Eingießen als Klumpen heraus. Ist der Aufguß vollzogen, so stülpe dem Pott eine Pudelmütze über und lasse ihn zehn Minuten ziehen. Lasse dir nicht vorreden, er müsse nochmals umgegossen oder geseiht werden. Er wird beim Stehen auf dem Grund von Tasse zu Tasse stärker, ohne an Aroma zu verlieren, und setzt sich so, daß du ihn ganz gut ohne Sieb gießen kannst, wenn du nur behutsam bist.

Die Tasse sei mittelgroß, nicht flach, von feinem Porzellan. Eine alte, mit fröhlicher Devise oder Widmung — Dem Hausherrn oder Zum Wiegenfeste — oder eine mit Streublümchen erhöht die stille Feierlichkeit. Sahne und Zucker gibt es nicht, nichts Eß=bares, nicht mal einen Schnaps, wohl aber eine möglichst edle Zigarette. Keine Zigarre in dieser Stunde! Die zweckmäßigste Stel=lung beim Trinken ist Liegen in einem Sessel, die Beine über die Lehne gehängt, sodaß Unterleib und Oberschenkel einen spitzen

Winkel bilden. Kleine Schlucke. Dauer des Genusses dreiviertel Stunden (alle Viertelstunden eine Tasse — aber nicht nach der Uhr sehen!).

Der absolute Kaffee hängt frei im Nachmittag, an keine Mahlzeit angebunden, am besten vom Mittagbrot durch einen leichten und heiteren Schlaf getrennt. Man kann unter Umständen die Prozedur wiederholen, wenn einen der Haber sticht. Riskiert man es, dann wird man vermutlich leichte Anzeichen des Kaffeerausches spüren. Es kommt einem dabei etwa so vor, als wolle sich die Hirnschale ein wenig heben und der Brägen hinausfliegen wie eine Wolke. Auch das Herz könnte es mit dem Wackeln kriegen. Du mußt wissen, ob du's verträgst. Leute, die sich mit Kaffee regelrecht bezechen, sollen mit den Gliedmaßen gaukeln und zappeln wie Vögel, die vom Erdboden hochwollen. Ich hab's weder gesehen noch erlebt. Aber denken kann ich es mir; denn in dem Kaffee

ist etwas, was einen hochzuheben strebt. Du spürst es am feinsten, wenn du dich ganz in dich hineinduckst, dich um deinen Schwerpunkt konzentrierst: dies merkwürdige Leichtwerden, aus dem heraus man manche Entkörperung des Orients körperlich begreift. Denn Kaffee bleibt Orient, und käme er zehnmal aus Brasilien.



Tee ist das Getränk schlechthin, früh, nachmittags, abends, nachts trinkbar, in jeder Menge, in jeder Stärke vom wässerigen Blond bis zum Borkenbraun, stets gleich gefällig, harmlos, rein, durstlöschend und leicht anregend. Alles dies unter einer Voraussetzung: daß man ihm seinen Charakter lasse, dessen Zartheit keinen Zusatz leidet. Zucker, Milch, Rum nehmen ihm das Beste: die klassische Einfachheit, die ihren Reiz nur aus einem bißchen Duft und Farbe und einer Spur pflanzlicher Bitternis schöpft. Japanischer Ästhetizismus hat den Tee zum Kultursymbol gemacht und eine ganze Philosophie, fast eine Religion vornehmen und

leisen Genießens um ihn gebaut, heiter und leicht wie die Nische, in der das seidene Wandbild hängt oder die einzelne Blüte in edler Vase steht. Wir können nicht den ganzen Tag anbeten und haben auch mehr der Götter als der Teeist Okakura Kazuko. Aber ein wenig von dieser Weihe schwebt noch sogar über dem Dauergetränk, das wir gewohnheitsmäßig und ohne große Umstände schlürfen.

Es lohnt der Mühe, dem Tee seine Würde zurückzugeben und ihn wie eine Kostbarkeit zu behandeln, die seine Energie zu entfesseln, die in den trockenen und verschrumpften Blättern gebunden liegt. In einer unentweihten Kanne von blattdünnem Porzellan brüht man ihn auf und füllt das schwebende Honiggelb der Pekkoblüte oder das funkelnde Goldrot des Ceylon in die blattdünnen flachen Schalen, aus denen der Duft frei aufsteigen kann. In diesem Aroma ist etwas von dem diskreten Geruch edlen

Holzes und Harzes, von gefangener Sonne, von der Ausstrahlung eines schmalen dunklen Mädchens — jawohl, einer Dunklen, nicht einer Blonden: die Blondheit des Tees hat nichts mit nordischer Blondheit zu tun, hier entscheidet die Nase und nicht der oberflächliche Blick.

Tee, so bereitet, ist auf zurückhaltende Weise gesellig. Man darf ihm nicht unmittelbar auf den Leib rücken, aber nebenher laufen gute und leichte Dinge: zerbröckelnde kleine Kuchen, splitternde Krackers, ungesalzene Butter, Obst, auch gedünstetes (das man aber nicht nach russischer Art in die Tasse löffeln soll), eine ausgesuchte Zigarette, heitre, leichtbewegte, aufgeschlossene Menschen, insbesondere Frauen mit feinen Knöcheln, Blumen, leicht und hell gestellt, zu Zeiten auch — ein wenig — Musik. Five o'clocks mit ihrer Anhäufung belangloser Leute oder gar aufgedonnerter Weiber sind Notzucht des spröden Getränks. Am besten wenig Men-

schen; so wenige, daß immer nur einer auf einmal redet. Alles laute und zerfahrene Wesen widerspricht der Diskretion des Tees. Er duldet auch keinen aufdringlichen Geist — oder was man so nennt; darum ist die Teegemeinschaft — Gemeinschaft, nicht Gesellschaft! — keineswegs der Ort, Kunst kübelweise auszuleeren. Nein, wo sein Duft schwebt, sei jene hohe Selbstverständlichkeit, die wir Kultur nennen. Sie muß aus dem ganzen Raum sprechen, dessen Mittelpunkt der Samowar oder die Teemaschine bildet.

Reizend ist es, Tee allein mit einer schönen Frau zu trinken, mit der man in einem Verhältnis gegenseitiger Anziehung steht, das eine bestimmte Grenze weder überschreitet noch zu überschreiten wünscht. So etwas gibt es ja auch. Man nähert sich ihr so weit, bis man die Aura spürt, den Strahlungsleib, der den natürlichen wie ein feines Gehäuse umgibt; hütet sich aber wohl, dieses allerdünnste Glas zu zerbrechen. Ge-

schähe es unversehens, so wäre es fast schade. Denn dieses Gefühl kultivierter Distanziertheit ist allerdings unwiederbringlich, dieser entfernte Hautreiz von einer ausgesuchten Delikatesse, der beim Zugreifen sofort verschwinden würde wie der Reifhauch von einer Frucht. Nun, deswegen ißt man Pfirsiche doch. Und vielleicht ist diese süße Philosophie des Tees, dieser Kultus der Zartheit nur ein Trost dafür, daß man etwas versäumt hat.



Nicht nur was in den Mund hineingeht, ist wichtig, sondern auch was herauskommt: der Atem. Ich nehme an, daß sich jedweder die Zähne putzt und gurgelt; und sollte einer faule Töpfe in den Backentaschen oder ein saures Magenübel haben, so pilgere er zum Zahnarzt oder zum Spezialisten, der Verstänkerung zu steuern. Aber auch, wessen Speisehöhle frei von Dreck und Krankheit ist, mag sich mitunter selbst nicht schmecken. Ja, man mag überhaupt die wenigsten Geschmäcke andauernd im Mund beherbergen, selbst wenn sie an sich gut sind. Der würzigste Braten- und der zehrendste Weinduft kann einem

zu viel werden, wenn er über einen bestimmten Zeitpunkt hinaus als leibliche Erinnerung spukt, und man greift schon darum schnell zur Zigarette, um den beharrlichen Nachhall wegzuräuchern. Aber selbst diese liebenswürdige Helferin klebt (von der Zigarre ganz zu schweigen) zuweilen treuer an einem, als man wünscht. Hat man wirklich einmal zu viel geraucht, dann macht einem das die Schleimhaut morgens auch nach der Reinigung noch zum Vorwurf. Im allgemeinen wird natürlich ein anständiger und wohlgehaltener Mensch garnicht oder angenehm aus dem Munde riechen und sich des eigenen Atems freuen, wenn er etwa draußen spazierend und tief Luft schöpfend merkt, daß der Hauch gleich rein durch die Gurgel in den und aus dem Blasebalg fährt. Aber während die brave Lunge durchaus geruchlose Gase absondert, hat der launische Magen seine Nücken, wenn er zu voll oder zu leer ist. Namentlich

dann, aber auch sonst und überhaupt immer ist es angebracht, ihn durch Zuführung eines geeigneten Köders zu kirren und den aufmuckenden Griesgram zu einem wackeren Destillierkolben anmutigen Aromas umzuzaubern, das die Speiseröhre und den Gaumen aufklärt und aufhellt. Der Magen ist ein abgefeimter Kenner, denn er fordert für diesen Dienst von allen Köstlichkeiten zwei: den Honig und das Obst. Beide enthalten die Süßigkeit in der herben Form des Traubenzuckers, der über den Rübenzucker so erhaben ist wie der Mensch über den Affen.

Honig ist zu konzentriert, um ihn in größeren Massen zu schlucken, obwohl es lohnt, mit dem Löffel über eine Kruke zu gehen, namentlich, wenn der Inhalt zu lockerem Kristall erstarrt ist; die kleinen Körner, die sich auf der Zunge lösen, kratzen noch weit lieblicher den Hals hinunter, als wenn der Honig fließt. Eine Violine be-

ginnt in dir zu singen. Zweistimmig ertönt die Melodie des Wabenhonigs, bei der das edle Wachs die Begleitung führt; berückend, wenn nicht die ewige Spuckerei wäre. Aber wie auch immer: das Duftkonzert durchtönt den ganzen Schlauch, und der Magensack zittert als Resonanzboden mit.

Obst: es müßte für seinen Genuß ein besonderes Zeitwort erfunden werden; denn wer es nur ißt, der versündigt sich. Es ist ebensogut ein Trinken, aber außerdem ein Sehen, Riechen, Fühlen und mitunter auch ein Hören. Hier ist unbegrenztes Schwelgen möglich. Die vollsaftige blutrinnende Apfelsine, die Mandarine mit ihrem Nesselgeruch, die Banane, nacktes Fleisch von gedrängter Süße, die Ananas, die die Zungenspitze mit feinen Nadelstichen reizt und den Gaumen in einen leichten Fieberzustand versetzt, die schwere körnige Feige und die von Zucker klebende Dattel: wir wollen nicht undankbar sein gegen die Südfrüchte; aber es geht, alle

ihre Vorzüge in Ehren, mit ihnen ein wenig wie mit den Südweinen. Sie sind mit Sonne herrlich gesättigt aber auch übersättigt, sodaß für eine getönte Mischung innerhalb der Arten wenig Raum mehr blieb. Sie sind intensiver, aber nicht entfernt so interessant wie die Früchte, die unter unserm Himmelsstrich gedeihen. Da ist die strotzende Traube, deren Saft die Beere sprengen will; der Pfirsich mit der himmlischen Bitterkeit in dem verführerischen Fleisch, die bereifte Schale weich anzufassen wie eine Mädchenwange; die Kirschen, knorpelige und gläserne, süße und die späten säuerlichen, Schattenmorellen und Weichseln, die nach Holz duften; da die Pflaumen, groß und klein, blau und gelb, die am köstlichsten sind, wenn sich das honigfarbene Fleisch vom Kern zu heben beginnt und die Haut reißt; die grünen Reineclauden, die von klarem Tau überströmen; da die Birnen, würzige Bergamotte, frischfröhliche Beurre

gris, braunbackige gute Louise und, Traum meiner Jugend, Napoleons Butterbirne, die man durch die geschlossenen Zähne schlürfen kann. Und da ist — hol Atem! — der Apfel: er, der recht eigentlich der Mann unter dem Obst ist, feste Kraft, gepaart mit Geist, nicht so bestechend wie die übrigen, langsamer zu ergründen, aber durch und durch Persönlichkeit. Am meisten lieb' ich die, deren Fleisch fest, saftreich und leicht-säuerlich ist, Kornäpfel, Goldparmänen, Reinetten, die Sorten, aus denen man mit fest eingesetzten Zähnen Stücke herausknacken kann, daß der Saft von der Bruchstelle spritzt. Aber auch der Gravensteiner sei auf die Backe geklopft, dieser merkwürdige Geselle, der ausgerechnet aus dem windigen feuchten Küstenklima seine Milde zieht. Bleiben noch die Beeren. In ihnen hat die Natur zweifellos die Züchtung übertroffen; die Heidelbeeren, mit ihrem würzigen Bodenaroma, ist über den gewiß preisens-

werten Stachel- und Johannisbeeren; und den schönsten Gartenerdbeeren, den Ananas und schwarzen Albert, zieht jeder die Walderdbeere vor, der einmal, auf dem Bauche rutschend, einen Schlag leer aß. Alles Obst ißt sich am schönsten am Ort, wo es wuchs, frisch vom Strauch oder Baum. Keine Birne, kein Apfel aber schmeckt so gut wie die, die man in der Morgenfrühe aus dem betauten Grase aufliest, in das sie eben schwer hinunterschlugen. Dann ißt man den jungen Morgen mit in sich hinein.

Ja, mit Obst den Tag beginnen: das heißt, den Sonnenaufgang in sein Inneres verlegen und den Mund mit unvergleichlicher Frische füllen. Der ganze Mensch strahlt auf und wird leicht. Rohes Obst und Haferflocken: wer das früh im Magen hat, dem kann nichts zustoßen. Er kann, ohne Schaden zu nehmen, noch Schwarz- und Weißbrot mit Butter, Honig, Ei und Schinken darauf setzen und sich dann zum

schwarzen Kaffee eine Zigarette anzünden. Alle diese guten Dinge entfalten nun, da das Obst voranging, ihre besonderen Eigenarten rein und eindeutig. Ein Lächeln des Magens übersonnt sie. Heller Mund, heller Tag.

Es gibt wohl kein Tier, das so gut aus dem Mund riecht wie eine Kuh. Es ist tief zu bedauern, daß es wohl wiederkäuende Grasfresser gibt, aber keine wiederkäuenden Obstfresser. Wie müßten die erst aus der Futterluke duften! Gäbe es sie und wir Menschen gehörten dazu: welch schlemmerische Wonne wäre es, sich gegenseitig zu beschnüffeln.



Liebe kommt als Urgewalt und Schicksal. Sie ist eine so wilde und unbedingte Macht, wie das Leben selbst. Aber erinnere dich des Mannes aus Syrerland, der, im Brunnen hängend, die Beeren vom halbentwurzelten Strauche nascht, während von oben das wütige Kamel schnauft und von unten der verteufelte Drache japst. Sollte es in der Liebe anders sein? Gibt es nicht auch da Augenblicke, wo du, zwischen Himmel und Hölle schwebend, einfach schlemmerhaft geniessest? Nur von dieser Lage soll geredet werden, die Ruhe ist, allen inneren Verhäkelungen und Verwickelungen, allen Aufschwüngen und Abstürzen zum Trotz; nur

von dieser wachen Versunkenheit, in der alle Sinne aufgeschlossen sind. Hier ist Reinheit und Unschuld, ein gewisser spielerischer Ernst, den selbst unsere keuschen Ahnen zu genießen wußten: der Minne spielen, der spielenden Freuden pflegen, wie es von Tannhäuser und dem edlen Morunger heißt. Gewiß, es gibt eine Bewußtheit, es gibt sogar etwas wie eine Technik: aber beide gehen nur auf den Augenblick selbst, in ihn hinein, sie sind nur Mittel zu seiner Vollkommenheit. Keine Absicht, keine Absichtlichkeit gar führt über ihn hinaus.

Diese Beschränkung in der Zeit bedeutet keine Beschränkung im Wert. Hier ist kein Raum für feile Vergnügungen, für Entwürdigungen des Körpers durch das Unappetitliche, Bekleckerte und Ekelhafte. Das Minderwertige halten wir uns vom Leibe, nichts ist zu gut; von der frischen und reinen Natürlichkeit führt unser Weg zum Erlesenen. Gewiß, es gibt junge Mädchen im Saft,

Frauen in warmer Reife, die für den unbefangenen Genuß allein geschaffen scheinen; aber auch die ganz Feinen, die Seltsamen und Phantastischen, die Seelenhaften und die adlig Herben haben Stunden, in denen sie nichts sind und sein wollen als Bejahung der freudevollen Welt. Solche Stunden sollst du schlürfen, sie sind edler denn Wein. Sie leuchten in der Erinnerung von Reue ungetrübt; quälen wird dich nur die versäumte. Man kann ein Weib mit einem Blick umfassen und es ganz haben, die Höhlung der Sohle genau so wissen wie ihren Mund, ihren Duft in den Nüstern, ihre Haut in den Fingerspitzen spüren; ganz ein einziges Sinnesorgan sein, das dieses fremde Sein aufsaugt, jede Einzelheit und den Zusammenhang des Ganzen fühlt. Die Vereinigung bestätigt und steigert dies Gefühl umso sicherer, je feiner sich ihr Verlauf und Abklang stuft. Alles Vorherwissen, und träfe es Zug um Zug ein, wird blaß vor der

Evidenz des Wirklichen. Erst wenn beider Wille eins wird, siehst und fühlst du ganz das Wunder eines schmalen Gelenks, einer gleitenden Hüftlinie, einer fallenden Schulter, eines hochgespannten Fußes, eines Rückens, in dem sanftgewölbte Muskeln schwellen, kannst du den entzückenden Geheimnissen einer Knie- oder Ellenbogenbeuge nachgehen, dem Strich des Flaums auf dem Unterarm, der feinen Kurve des Halsansatzes. Jeder Zoll der eigenen Haut ist empfindlich wie Fingerspitze, die Wange begreift das Schlagen eines Lides, der Oberarm die Beredsamkeit einer Brust, die wie zarte Frucht schwillt. Hinter der persönlichen Form wird die ewige sichtbar, hinter der reizenden Wandlung der stumme schöpferische Wille, der nach einem Plane voller Weisheit baute. Wie viele Kulte sind plumper Fetischismus, wenn man sie vergleicht mit einer wahrhaftigen Andacht zum Bein!

Um den Stoff selbst zu genießen, aus

dem dieses alles geformt wurde, gab Gott dir die Nase. Mann, hast du eine? Dieser wundervolle Sinn ist es immer und überall, der am sichersten das Rätsel und den Reiz der Substanz erschließt. Brauche sie: du wirst die Wiederkehr aller edlen und feinen Dinge im Körper des Weibes feiern, wirst begreifen, daß hier Blume und Frucht, Erdenfülle und Sonnenwärme, Brot und Wein in einem ist. Erlaß mir Einzelheiten; ich kann und mag nicht wiederkäuen, was ich bereits an andrer Stelle (in meinem „Weiberbuch“) eingehend vorgetragen habe. Vielleicht reizt es dich, deine Entdeckungen auf diesem Gebiet der eigenen Nase zu verdanken.

Die Entdeckerfreude, der sich die Wunder eines schönen Leibes als etwas Neues und Unerhörtes erschließen, teilt sich ganz ohne weiteres mit. Glaub mir, eine jede freut sich, wenn du dich freust, und ihre Freude wird verdoppelt, wenn sie hört und sieht, warum du dich freust. Nicht nur in dem,

was sie selbst fühlt, sondern auch in dem, was du ihr mit und ohne Worte mitteilst, wird sie sich des eigenen Leibes entzückt bewußt. Es ist ein Stück deiner Sendung, sie ihr selbst aufzuschließen. Und darum ist das so wichtig, was der Vereinigung vorausläuft und folgt; so wichtig, sie nicht nur in einem Augenblick und aus einem Punkte zu nehmen, sondern sie als ein Ganzes und in ihrem Zusammenhange zu erfassen. Man muß nicht nur fühlen, was sie ist, sondern auch, wohin sie gehört. Man muß fühlen, was ihresgleichen ist: vielleicht ein Baum oder eine Blume, vielleicht ein Tier, vielleicht ein Edelstein oder ein Glas. Man muß sie in einer Landschaft sehen und die Landschaft in ihr; ein alter Freund gestand mir, daß er Landschaft überhaupt nur durch ein Weib sehen könne, und ganz gewiß ist da ein Körnchen Wahrheit. Du bist mir der märkische Forst; du bist mir die Elbe; du bist mir die Heide; du bist mir das Saaletal

mit seinen Wiesen und Kalkbergen: wie steht alles, man selbst und sie und ein Stück Erde plötzlich im gleichen Lufthauch, in gleicher Temperatur, in einem unzerreißbaren körperlichen Zusammenhang!

Man soll mit einem reizenden Mädchen, einer schönen Frau essen und trinken. Gewiß, Liebe — was die wahre ist — sättigt sich an einer Brotkruste und in einem buntgewürfelten Bett. Für das Schicksal, für die letzte Entscheidung gibt es keine Inszenierung. Und doch haben die kleinen und feinen Annehmlichkeiten ihren Wert, und nur ein Überschwang ohne Grenzen oder eine kahle Arroganz können sie verschmähen. Es ist so hübsch, ein geliebtes Weib etwas Gutes essen zu sehen, was ihr von Herzen schmeckt; und wenn sie wie eine Katze an einem Löffel Sahne leckt. So hübsch, etwas Gutes mit ihr zu trinken, selbst wenn die Majestät des Weins dabei ein wenig zu kurz kommen sollte: ach, Yquem, wenn ich

daran denke, daß ich dich aus einem scharlachroten Munde getrunken habe, dann weiß ich wohl, daß mich das Gefäß köstlicher dünkte als der Inhalt, daß du nur ein Mittel zum Zwecke warst, Atem und Feuchtigkeit des Mundes ganz in mich hineinzuschlürfen. Oder um eine Erdbeere, eine Kognakbohne Mund an Mund: es hilft nichts, die enorme Kindlichkeit solcher Dinge ist doch eine seltsame und süße Verkoppelung der Körper.

Koppler, Kuppler ohne gleichen ist der Tanz. Nicht wegen des Anfassens. Nein, wegen der Schwingung, der Verschiebung des Gleichgewichts, der Erwärmung; wegen des Gesamtgefühls des Körpers und der Körper, die sich in einem Taumel drehen. Schon das Zusehen kann die gleiche Schwingung herstellen; und es kann bei Festen, bei denen der Rausch die gleiche Schwingung durch den ganzen Saal trägt, vorkommen, daß sie vollkommener in einem ist, der scheinbar von ferne steht, als in einem, der tanzt,

und daß das Mädchen aus dem Arm des Tänzers, warm und aufgetan, an die Brust dessen fliegt, der sie, als sie an ihm vorbeitanzte, mit einem Blick aus der Umschlingung, aus der wirbelnden Menge fing. O Feste, bei denen die Küsse locker sitzen und — mag noch so viel Schicksal mit Glück und Tod drohen — der gleiche Rhythmus des Körpers, der gleiche Blutschlag sich finden!

Gewiß, niemals entdeckt man sich tiefer als in der Vereinigung selbst. Und eine der größten und lohnendsten Entdeckungen wird immerdar sein, daß du — du Zweckwesen und Ewig-Gebundener — deiner Zwecke ganz und gar entbunden bist, daß du dich gelöst in dem fröhlichen Reigen der Kreatur schweben fühlst. Ha, wie schön, daß du Gliedmaßen hast und einen Rumpf und einen Mund mit Zähnen und Zunge und eine ganze Oberfläche und alle Sinne! Nie merkst du so tief und ausführlich, wie künstlich und fein du bereitet bist und daß

für einen jeglichen deiner Bestandteile eine besondere Freude gewachsen ist; daß nichts an dir tot ist, sondern alles vor Leben springt. Ja du stehst in der großen Verbrüderung mit Hengst und Hecht, Habicht und Spinne, Eidechse und Regenwurm; der ganze Tierkreis schaukelt in deinem Blut. Und wenn alles das im Wechsel vergeht: diese Durchschüttelung, Durchschleuderung, Auflösung und Aufhebung ist nur Pforte und Durchgang zu einem neuen Dasein, in das du ganz und heil wie neugeboren trittst. „Nie war mein Leib so frisch, mein Herz so satt." Omne animal triste post....? Nein, dreimal nein! Was nachher trifst ist, war es auch schon vorher, nur ohne es zu merken.

Der Liebesgenuß kennt kein Schema und keine Programme; sie haben stets etwas Beleidigendes. Bereit sein ist alles. Der égoisme à deux verlangt stets ein neues Einstellen auf den besonderen Fall; und man darf sichni emals auf Regeln verlassen. Das

Kokottenraffinement des Kamasutram fördert hier um keinen Schritt, und selbst die Liebeskunst des weltmännischen Ovid versagt. Wo der Genuß um seiner selbst willen gesucht wird — und das kann auch innerhalb einer großen Liebe der Fall sein —, muß der Mensch freilich gewisse Eigenschaften haben, die das Weib vor Enttäuschungen und Katastrophen bewahren. Aber die sind bald aufgezählt; es sind: Potenz, Erfahrung, Gesundheit, Vorsicht und Diskretion. Die sind freilich unerläßlich, denn sie geben allein die Sicherheit, ohne die das schwelgerische und reuelose Ausgenießen der Stunde nicht möglich ist.

Lächerlich ist nicht nur der Greis, sondern auch der Jüngling, der sich nicht zu helfen weiß. Man muß die Anzeichen kennen und zu deuten wissen, muß fühlen, wann der Körper Ja sagt, muß das Tempo erfassen. In gewissen Fällen kann das blinde Losrasen das einzig richtige sein; in den

meisten Fällen ist es die Stufung. Es gibt — sonst wertvolle — Frauen, die sich in Schwierigkeiten gefallen und fast regelmäßig die Anschlüsse versäumen; sie überdehnen ihre Lust am Gezwungenwerden. Aber es gibt andre, die mit angeborener Genialität dem Partner entgegenkommen. Hier lasset uns Hütten bauen! Hütten, luftig, aus Laub, wehende Zelte, — nicht gleich dicke Häuser oder gar Gefängnisse.

Denn die freie Beweglichkeit darf nicht gehemmt werden. Man muß nie müssen. Man sollte mit der geliebtesten Frau nie regelmäßig zusammenschlafen, nicht einmal auf Wochen. Schon eine einzige ganze Nacht ist ein Wagnis. Unternimmt man es, so sorge man dafür, daß der Schlaf die Nebensache, das Wachen ein Fest sei. Es müssen ein paar hübsche Dinge da sein: Blumen, oder Obst, oder Schokolade, oder ein Fingerhut voll süßen Weins, oder eine Zigarette; am besten alle zusammen. Vor

allem: Licht. Wie wundervoll kann der Schein einer Kerze sein, in dem die Konturen silbern aufleuchten, während in allen Buchtungen Schatten liegen, die sich beim Fluß der Spannungen und Entspannungen verschieben! Aber wie herrlich auch Licht in Fülle, ungefärbt und unverzuckert, wenn es über einen Körper tanzt, der sich in der Nacktheit wohlfühlt und mit spielender Leichtigkeit bewegt! Echte Wollust ist nie schamlos. Ihre Scham liegt unter der Haut, nur empfindlich, wenn Plumpheit an die Seele rührt. Darum ist fast nie gefährlich, was man tut, wenn es sich im vollen Einklang und wie von selbst findet. Leicht aber wird gefährlich, was einer sagt: denn Worte haben ihr eigenes Gesetz, sie wollen aus sich weiter, wechseln den Sinn, verzerren und verletzen. Zügle deine Zunge, faß deine Gedanken, solange es noch nötig ist, ganz kurz und laß deinen Körper sich selbst völlig fühlen, bis er, er allein mit seinen Vasallen, den Sinnen

die Stunde beherrscht. Er ist unschuldig und von unendlicher Feinfühligkeit für den Partner. Es kann niemals weder von Scheu noch von Laster die Rede sein, wenn eure Körper wie ein einziges wohlgestimmtes Instrument in Harmonie schweben und sich willig der klingenden Schwingung hingeben. Denn dann seid ihr Stimme in dem großen Orchester aller lebendigen Kreatur.

Es gibt keine Hemmungen, wenn einer nichts will als des andern Freude, die sich aneinander entzündet, die Stufenleiter aufwärts läuft und, nach dem Aufflammen, in gleichströmendem Flusse verebbt. Sobald der eine im andern ein bloßes Werkzeug seiner Lust sieht, ist die Harmonie hin. Aber wozu dann das Ganze? Wenn man sich gegenseitig martern will, kann man den guten Leib — dieses Unschuldigste, was der Mensch hat — ganz aus dem Spiele lassen und gleich die Seele piesacken. Sie ist ja ohnehin das Karnickel, das die Schuld trägt,

wenn in den Freudenbecher der bittere Tropfen fällt. Um dieses ewigen Störenfriedes willen müssen wir die Stunden der Wollust kurz bemessen. Wir dürfen nicht, wie der Tannhäuser, warten, bis uns Zweifel und Überdruß gurgelauf quillt, sondern müssen dem edlen Morunger folgen, der in der Nacht, da er den spielenden Freuden pflag, auf den ersten Anruf sich erhob: „Denn ich muß in Sankt Thomas' Land." Dann bleiben die Freuden klar in unserm Leben. Und wenn es dich mit Wermut tränkt, wenn es dir schließlich einen Schwamm voll Essig als letzte Labung in den Hals stopft: es war die Stunde, da du Rausch aus Rausch tranksst, puren Wein aus einem schönen Frauenmunde.



Zur Zeit unserer sinnigen Urgroßeltern pries man das bescheidene Veilchen ob seines lieblichen Duftes und gab ihm für diesen seelenhaften Vorzug eine Eins, während die Tulpe, trotz ihrer prahlenden Pracht, eine Fünf kriegte, weil sie nicht riecht. Die Rose ließ man gelten, obwohl sie in Schönheit prangt; aber von ihren Abarten liebte man doch am innigsten das herzige Moosröschen, das sich vor Schüchternheit in sich verkriecht. Nun, ich bin ein geprüftes und vereidigtes Nasentier. Aber eben darum weiß ich, daß auch dem Kelch der Tulpe Wohlgeruch entströmt, wenn schon ein ätherdünner; für mich gibt es überhaupt keine

Blume, die nicht röche. Und überhaupt, so hoch ich Düfte schätze, mir ist die Blume nicht allein Duftträger.

Heut baut man Blumen zum Sehen auf. Die Japaner haben es vorgemacht, und nach ihrem Vorbild sind auch uns Meister entstanden, die eine Vase aufzuzieren wissen, daß jeder Stengel, jedes Blatt seine eigentümliche Schönheit zur Schau trägt und noch aus einer Kaskade von Farben die feine Gesetzmäßigkeit der einzelnen Form hervorspringt. Ganze Bücher sind darüber geschrieben worden, und die Feierlichkeit, mit der diese Kunsterziehungsfrage betrieben wurde, hat das Gute gehabt, daß dem sinnlosen Aasen mit Blumen jedenfalls gesteuert wurde und dem Auge manche zarte und üppige Freude erwuchs.

Aber, liebe Freunde, Blumen sind nicht nur Duft und Bild; sie haben auch einen lebendigen Leib. Wer fühlt den heute noch? Die Blume am Gürtel oder im Knopfloch

wird Schaugericht, und der bunte Kranz, den die Ehrenjungfrau auf dem Haupte balanziert, ist nicht mehr denn ein zimperlicher Zierat. Schöne Zeiten, da dem Zecher noch die Rosen vom Haupt auf Stirn und Schultern troffen, da der Schlemmer noch die Körperhaftigkeit der Blume empfand! Schöne Zeiten, da man sich mit Blumen warf, Fleisch auf Fleisch, und den Tanzenden eine fliegende Guirlande durch die Hände und um den Nacken glitt, zarteste Liebkosung eines Lebendigen!

Blumen muß man nicht nur mit Auge und Nase genießen, sondern mit der Haut. Welche flüchtige Gegenspannung — kaum daß die Lippe oder das Fell eines Mädchens damit konkurrieren kann. Die Lider ganz hineindrücken in einen Tuff von Veilchen, Rosenblätter über Handrücken und Gelenke rieseln lassen, die nackten Arme bis an den Ellenbogen in Flieder vergraben, die Hand füllen mit einer Päonie, die sich

wie festes Fleisch zwischen die Finger schmiegt — erst dann wirst du gewahr werden, was eine Blume ist. So beklemmend der Duft des Hollunders sein mag, so geisterhaft seine breiten weißen Teller in der Nacht schweben: du wirst seinen uralten Zauber erst ganz begreifen, wenn dir eine dieser Dolden wie eine gespreizte Hand über das Gesicht fährt. Du bist nicht Wilder genug, um dich einfach längelang in ein Beet voll Stiefmütterchen zu schmeißen: und doch weißt du, daß dieser dunkle Samt etwas zum Anfühlen ist, nicht nur zum Ansehn. Niemals vom bloßen Anblick, kaum vom Duft wirst du begreifen, daß die Hyazinthe eine Trauerblume ist: aber du fühlst die Melancholie, wenn du deine hohlen Hände um das schwergelockte, dunkelblaue Haupt legst und die wächserne Kühle spürst.

Man kann den Duft von der Blume trennen und ihn als Wohlgeruch auf die Haut eines Weibes spritzen. Man kann den

Schein — auch die Blume selbst ist so nur Schein! — als Schmuck für Kleid und Hut verwenden. Die lebendige Blume gehört näher zum Weibe; sieh, so: ein Veilchenstrauß zwischen zwei jungen Brüsten; eine Rose an die Wange gedrückt; eine Nelke, flackernd vor einem Munde; ein Ginsterstrauch, der um eine schlanke Nacktheit sprüht; Schaumkraut und Vergißmeinnicht quellend über einem blonden Schoß; und — o — ein Päonienbeet, dessen kühles Feuer Gestalt zu Traum entrückt.



Musik, Musik

Von den Sinnen kommen beim Schlemmen unstreitig Geschmack, Geruch und Gefühl am besten auf die Rechnung: also die dumpferen Sinne. Sie fassen die Dinge körperlicher, als Gesicht und Gehör, die weniger mit der Substanz, als mit ihrer Strahlung zu tun haben. Reine Schlemmerfreuden durchs Auge gibt es, wenn wir ehrlich sein wollen, kaum. Wer kann sein Auge beharrlich am Seidenglanz einer Mädchenhaut weiden, ohne den Wunsch — nicht das Mädchen zu besitzen, so plump sind wir nicht — aber doch wenigstens die Haut zu berühren und ihren Duft zu atmen? Mit einem Pfirsich, einem seidenen Tuch, einem

edlen Glas geht's nicht anders: man will heran, man sucht den körperlichen Kontakt. Augenfreuden, die ganz rein bleiben, werden sofort geistig. Wer die Saskia auf Rembrandts Knie reiten sieht, will weder auf die Leinwand fassen noch an den Farben schnüffeln (was sich ja der Meister ausdrücklich verbeten hat). Sollte aber einer, wenn er die Hand die Hüftlinie einer Marmorgöttin hinabgleiten läßt, mehr und anderes empfinden als das Material und den Kontur, so wird er durch seine Phantasie verführt, etwas unterzuschieben, was nicht ist. Die einen peitschen durch unzüchtige Photographien ihre Geilheit auf, die anderen versinken vor der Sixtina in andächtige Ergriffenheit: beide regiert nicht das Bild, sondern die Assoziation. Körperliche Reaktion auf ein reines Augenbild ist ganz selten, wohl nur bei ausgesprochenen und sehr nervösen Künstlernaturen zu finden. Bloß eine Ausnahme scheint es zu geben:

den Anblick der Landschaft. Vor der schönen Aussicht stehen die pomadigsten Dickhäuter und die spießigsten Tanten in der gleichen Verzückung, und bei aller Skepsis glaube ich nicht, daß dies Getue eitel Lug und Trug sei. Wir merken ja die Wirkung an uns selbst. Aber genug der blassen Theorie!

Verglichen mit dem Sausen des Lichts kommt der Schall gemütlich dahergewackelt. Er ist beträchtlich irdischer und uns in dieser Stunde näher. Die Ohrmuschel hat ja auch die Form eines Trichters, und man stellt sich das Hören durchaus so vor, als würde etwas in uns hineingegossen wie in ein Gefäß. Musik dringt mitten in unser Zentrum und zuckt von dort aus durch alle Glieder, beim Trompetergaul so gut wie beim schlanksten Tanzgeschöpf. Man kann sich in Musik legen wie in Wasser, kann sie trinken wie Wein, kann von ihr geschüttelt werden wie von Wind, bestrahlt wie von Licht, Takt und Rhythmus fahren einem in die Knochen

und Muskeln als bewegende Kraft, kurz: sie hat Körper und ist in unsrem Körper. Es gibt Menschen, auf die sie wie ein Rauschgift wirkt, stimulierend bis zur Extase, in der Nachwirkung zerstörend, auflösend und aufweichend; die Wagneritis wirkte zeitweise durchaus wie eine alkoholische Epidemie, heftiger Wein unmittelbar in die Adern gespritzt. Eine ganz grobe Abart der musikalischen Verseuchung ist das Radaukonzert im Bier- und Kaffeehaus, das durch sein Getöse alle Besinnlichkeit austreibt und die Nerven wie dicker Bierdunst betäubt.

Keine Kunst geht so stark ins Blut wie Musik. Die physische Wirkung ist oft stärker als die Kunstwirkung. Wem hat nicht, wenn er bei einem guten Chianti saß, einmal ein Quetschtenor Wonne bereitet? Oder die Schmalzgeiger, die immer con sordino spielen: wie schön, wie streichelnd, wenn man hinter einem Vorhang sitzt, eng und sicher wie in einer Schiffskabine, bei einem guten

Getränk und schönen Mädchen! Oder ein Zigeunerorchester, wenn es abwechselnd schmachtet und rast, Pupillen wie Pralinees, fette Lockenschöpfe, Tokaier mit Zucker — aber doch Tokaier! Ich kann nicht begreifen, wie denkende Menschen eine Operette bis zum Schluß ertragen können. Aber die Operettenmusik, von der Blödheit des Bildes und der Handlung gelöst, gehört wie die Steps und die Trotts als stilvolle Zutat in die Atmosphäre der Flips und Cobblers, Cocktails und römischen Punsche und erzeugt dort einen Rausch, der nicht ganz frei von Skepsis ist, aber doch zu Zeiten angenehm kitzelt.

Dorfmusikanten unter einer Linde: ha, Pfingsten, Braunbier, gewaschene Bauernmädchen mit glänzenden Backen, nahe Wärme kräftiger Formen, stampfendes und schleifendes Gebein! Oder gar ein echtes altes Volkslied, von einem richtigen Landmädchen aus butterweich gerührter, dennoch tiefer und

reiner Seele gesungen, abends her über ein blühendes Kornfeld! Ein Jammer ist es, daß die Wiederentdeckung unserer Volkslieder zur Laute sofort zur Verpöbelung geführt hat. Nirgends ist so viel unmittelbare Nähe von Jugend, Boden, Heimat, so viel Geruch von Wald, Wiese, Bauernhaus und gesunden Menschen, die tagsüber im Freien sind. Schattenrisse um ein Johannisfeuer, Ade zur guten Nacht; mit dem jubelnden Aufstieg: Das hat deine Schönheit gemacht — fliegen die Funken hoch, es ist ein einziges Auffunkeln aus dem Blut heraus. Christinchen, die schön Lilofee, die arme Hannale: es sind Berührungen von Seide, Glas, kristallener Wasserfläche. Alleweil bei der Nacht: Apfelsüße. Die Hasel, eine Linde im tiefen Tal; wehendes Laub, grün und kühl. Schwesterlein: Tau eines bleichen Morgens. Wohl heute erst und morgen: Rosenblätter und Weintropfen auf die gespannte Haut. Großmutter Schlangenköchin

— Liliencron roch es: „Dazwischen welkt ein süßes Veilchenbeet". Et ritt en Rüter, ru — ridde ridde — ra: da ging der Wind, und Hans Leips Schiprine stob, und Adolf Wittmaack, das Steuer gegen die Brust geklemmt, die Schoot in der Hand, ließ vor Vergnügen die Goldplomben aus seinem großen Bauern- und Schiffergesicht blitzen, und in unsere Körper sauste, wie ein geölter Blitz, die Schlankheit des Reiters mit dem gelbkrausen Haar.

Musik — man schlemmt sie nicht im Konzertsaal. Dort genießt man Kunst. Aber ein Nachmittag, lang ist's her, wir vom vorigen Tage leicht veralkoholisiert, und Tom, der blonde Pole — reicht mir ein Klavier, auf daß ich es zertrümmere! — rast die große Chopinpolonäse, daß die Gerippe klappern. Oder, lieber Otto Albert Schneider (hoffentlich schämst du dich nicht der öffentlichen Anprangerung deiner Jugendsünden), wenn wir schnapsten, — dann flog dir die

Stirnlocke, wenn du die Lisztpolonäse Es-dur über mich stürztest, und im fröstelnden Morgenlicht selbst grau und grün zogst du, fadendünn, aus der Drahtkommode die Hirtenflöte des Tristan, diese bis in die Eingeweide spürbare, gänsehäutige Einsamkeit.

Es bedarf keines Alkohols, Musik selbst ist feinster, lebendigster, verzehrendster Rausch. Mozarts A-moll-Rondo mit seinem dünnen Duft, die Appassionata mit dem gewaltigen Hammerschlag des Herzens, Mozarts Variationensonate mit dem türkischen Marsch, der von Schellengeläut und nackten Mädchen blitzt, — danke, lieber Richard Goldschmied, für dieses mein privatestes Programm, das ich ein Dutzend Mal und mehr in der gleichen Schwebung, Schleuderung und Schwingung des ganzen Körpers trank. Und Schumanns Kreisleriana, Hoffmannscher Rauschbecher, in dem die Elementargeister auf- und absteigen: leuchtende Sylphe, brausende Undine, zuckender Salamander —

immer wieder werde ich dich schlürfen mit gleicher Trunkenheit!

Ich begreife es ganz gut, daß Richard Wagner, der ein gewaltiger Schlemmer war — der ganze Liebestod Isoldens ist eine einzige übersinnliche Schlemmerei —, sich vorm Sterben Musik erbat; und gerade den Gesang der Rheintöchter mit seinen seltsam gleitenden Spiralwindungen, auf denen man wie in grundlose Flut rutscht.



Nackt sein; die eigne Oberfläche spüren, Gefühl haben der eignen Haut: wahrlich, ungebildet ist, wer diesen Genuß nicht kennt. Schon angezogen bekommt man zuweilen einen Vorgeschmack. Etwa, wenn schwere Gewittertropfen einzeln durch die Kleider schlagen, oder gar, wenn ein stürzender Platzregen einen überschwemmt: herrlich, sofern man weitertrabt, bis man sacht zu dampfen anfängt, und so den Ort erreicht, wo das frische Hemd über einen rieselt. Auch der Wind besorgt's, wenn er Gesicht und Hände mit Nadeln peitscht und, durch die Kleider blasend, den ganzen Adam prickelnd überströmt; tritt man in den Wind-

schatten, so steht man von einem dünnen Feuer umnesselt. Und die liebe Sonne: sie bohrt ihre Strahlen so geschickt durch das Zeug, daß man vor Wohlbehagen einen Katzenbuckel macht. Jedesmal, wenn man so von ungefähr angetupft wird, antwortet das Blut auf die Berührung: es tanzt, es kobolzt, es kocht leise, und die Haut wird unter Druck und Gegendruck prall. Eine innere Stimme aber mahnt: Mensch, enthülse dich! Reiß die Kleider ab, daß Luft, Licht und Wasser an dich rankönnen! Dieser Ruf dünkt mich ausreichender Grund, um sich der Hose und des Hemds schleunigst zu entledigen.

Es ist unnötig, dieses ganz primitive Bedürfnis ästhetisch zu verschleimen oder hygienisch aufzuziehen. Nacktkultur ist etwas sehr Furchtbares, da sie Hängebäuche und rhachitische Beine ermutigt, sich schamlos vor anderen zu entblößen. Und die biedere Gewissenhaftigkeit, die das Glück der Nackt-

heit mit der Uhr in der Hand verübt, bleibe den Subalternbeamten des Genusses vorbehalten. Nein, wir werfen mit den Kleidern zugleich alle Absichten und Erwägungen von uns und genießen in Unbefangenheit, was uns gut tut.

Von der Sohle auf steigt das Frohgefühl, wenn der Fuß in tauiges Gras tritt, den elastischen Widerstand jedes Halmes spürend, kitzliche Rispen über die Zehen tropfend, Wade und Kniekehle streifend — und dann den Körper hineingeworfen, daß er rundum übersprüht wird, einen feuchtschweren Busch obendrüber geschüttelt. Oder plötzlich auf Sand im Seewind stehn, vom gleichmäßigen Wind umspült, die Arme lüftend, daß der kühle Strom durch die flaumige Wärme der Achselhöhlen streicht. Oder ausgestreckt liegen auf Stein, der ganz durchglüht ist, bei jeder Verschiebung immer neue Wärme spürend, den trocknen Steinduft atmend, dem sich der von Thymian und

kleinen Erdbeerstauden und krümeligem Moos beimischt, eine Sommerwolke hoch über sich, die ins Blau schmilzt; ganz hingegeben der Strahlung, die durch die Haut ins Blut sickert, bis es leise schäumt, feiner Schweiß aus den Poren dringt und das Herz angenehm schwach wird; dann die Kühlung des milchweißen Bachs, dessen Wasser die Hand vorsichtig schöpft und zerstäubt, ehe der Körper sich von der Welle überschauern läßt. Oder schlafen im Heidekraut, still übersummt, die kleine Sparrigkeit der nachgiebigen Stengel, die Rauheit der teetrockenen Blätter und das Krabbeln der knubbligen Blütenstände empfinden, die sich leichte Gruben, ein ganzes Tapetenmuster in die lind gewordne Haut drücken und deren Duft an dir tagelang hängen bleibt, daß du beim abendlichen Hemdwechsel rasch mal an deinem verjüngten Fleisch schnupperst. Oder in eine Wiese sinken, von Schaumkraut überschwemmt, von Dolden überschirmt, so hineinverflochten

in die quellende Saftigkeit des Untergrundes, daß seine Kraft in die eigenen Adern rinnt und man es als das Natürliche empfindet, wenn ein Zitronenfalter auf der Brustwarze oder die schillernde Wasserjungfer auf dem Knie Platz nimmt und mit den Flügeln schlägt, — man fühlt ihr Wehen. Oder schließlich, ein Moospolster unterm Kopf, auf einer glatten federnden Matratze von Kiefernnadeln, auf der man mit dem ganzen Körper Schlitten fahren kann, in schwebender Hitze harzig umhaucht. Alles dieses ist schön allein, freilich auch schön zu zweit: das aber nur, wenn dieses zweite Wesen völlig dem Draußen angeglichen und blutsverwandt ist. Sicherer, — ja, sicherer ist es schon allein. Mensch, bist du schon einmal, bloß weil es dir Spaß machte, kopfüber in einen lodernden Haufen welker Blätter gesprungen?

Welche Freuden die Nacktheit darbringt, wissen die meisten Menschen immer nur noch vom Baden. Sie haben nur einen Teil,

wennschon einen wesentlichen. Ins Wasser muß man sich hinein legen wie in ein Bett. Wer mit Wollust schwimmt, schwimmt ganz wagerecht, sodaß beim Vorstoß die rückströmende Flut den ganzen Körper streift. Man legt sich ein wenig auf die Seite, nur einen Arm voran, die ganze Form so zugespitzt wie möglich, und hält jeden Stoß aus, bis man stillstehend zu sinken beginnt. Die beste Art, ins Wasser zu gelangen, ist ein ganz flacher Kopfsprung, daß man dicht unter der Oberfläche hinschießt wie ein Fisch, silbern durch die Kühle gerissen. Wer nicht schwimmen kann, weiß nicht, was offenes Wasser ist; er bleibt, und wenn er bis zum Halse drinsteht, ein Fremdling. Die Freuden des Dauer- und Sportschwimmens gehören nicht hierher, sie sind Arbeit. Aber die vollkommene Sicherheit muß man jedenfalls haben, die nicht mit eifrigem Schnauben breitbrüstig durch die Wogen bricht, sondern sich gelassen der Tragkraft vertraut.

Man muß sich sielen und räkeln können, Nase im Wasser, alle Viere abwechselnd von sich streckend, muß sich glatt wie ein Seehund wälzen können, muß sich von der steigenden Welle heben und mit der sinkenden zu Tal gleiten lassen wie ein Stück Holz, muß im Wasser schweben. Strampelei ist ein Extravergnügen, nötig darf sie nicht sein. Schwimmen sei Hingabe. Man nimmt auf, öffnet sich dem Element. Nachher: Sonne auf Bauch und Buckel. Man braucht sich dabei nicht Blasen brennen zu lassen, daß die Haut in Fetzen abgeht. Aber hübsch knusprig muß man sich bräunen. Eine angenehme Zutat ist das Salz der See mit seinem sanften Kribbeln; auch feiner Sand, der erst klebt und, wenn die Trocknung vollendet ist, wie Puder abstäubt.

Daß man beim Baden sauber wird, ist hier nicht die Hauptsache. Abschrubben kann man sich ja auch so. Selbst beim warmen Bad in der Wanne preisen wir als das

Wesentliche das wohltuende Umfangensein des ganzen Körpers von der lauen Sanftheit des Flüssigen, das Aufgehen der Poren, die Erweichung, die die Haut sanft wie Handschuhleder macht. Die der Blutwärme genäherte Temperatur läßt die Scheidewand dünn erscheinen; es scheint Austausch zwischen drinnen und draußen möglich, gewissermaßen sogar verlockend, und es mag wohl eine unerhörte Schlemmerei gewesen sein, sich im warmen Bad die Pulsadern zu öffnen. Auch ein Wannenbad sollte in Licht und Luft stehen; es ist lieblos, es in ein finsteres Kabuff zu bauen, womöglich gar neben den Lokus. Man will ein wenig das Gefühl haben, daß hier nicht nur ein Zweck erreicht werden soll, mag er auch noch so löblich sein, sondern daß hier ein Stück schöner Luxus sei.

Es ist begreiflich, daß eine schwelgerische Zeit das Baden zu einem Kult des Körpers, die Thermen zum Tempel des Leibes machte. Ein russisch-römisches Bad mit allen Fein-

heiten ist Hochgenuß. Erst in einem Raum von 40°, wo man auf einem ebenmäßig durchwärmten Steinsessel ernst das erste sachte Ausbrechen des Schweißes abwartet; dann in einen von 70°, dessen trockene Hitze einen aus tausend Quellen rieseln macht. Hier, mein Freund William, dem ich die Kenntnis dieses Genusses verdanke, thronteſt du mit deinem Cäsarenkopfe wahrhaft wie ein Vetter Caracallas, deine Fettheit schwoll rosig, ferkelhaft zart, und ich machte zum ersten Male die Entdeckung, daß auch ein enorm dicker Mensch enorm appetitlich sein kann. Dann geht's, ehe das Herz zu stürmisch puckert, in einen Raum, der sich anfühlt wie eine heiße nasse Wolke; es ist, als würde man in dampfende Laken gewickelt, so legt sich die Feuchtigkeit einem an die Haut. Während man sich auf die Holzbank niederläßt, schiebt einem ein Sklave — der Schurz ist sein Zeichen — einen Kübel heißesten Wassers unter die Füße, das den

Blutandrang vom Kopfe wegsaugt und den Blick wieder frei macht, daß er sich durch den Nebel tasten kann. Es ist, als begönne das Fleisch zu schmelzen. Ausrinnend tritt man in einen weiten Saal. An den Wänden Duschen, die sich, von Hitze zu Eiskühle gestuft, brausend auf einen stürzen, von oben, von unten, von allen Seiten, bis man einen Kopfsprung ins klare Bassin wagt und dessen Frische mit je zwei Schwimmstößen nach allen Seiten durchmißt. Dann schleppen einen zwei Sklaven zu einem hohen gläsernen Sofa, Seifenschaum umhüllt einen bis zur Nasenspitze, verständige Hände kneten und durchwalken die Muskulatur, es ist, als griffe einem etwas unter die Haut und wüsche sie von der Innenseite, als packte und ordnete man alle die festen Fleischbündel darunter neu um, bis man durch einen sanften Klatsch auf die Rückseite verabschiedet wird. Nochmals zwischen die Brausen, nochmals zieht man sich durch die Kühle die Beckens: dann

wird man gerubbelt, getrocknet, in ein rauhes Badetuch gehüllt, auf einen Divan gelegt, kriegt eine Tasse duftenden Tees vorgesetzt und eine Zigarette ins Gesicht gesteckt und dämmert, halb schlafend, in dem unbeschreiblichen Wohlgefühl, daß auf und in der Haut auch nicht mehr ein Atom irdischen Staubes sitzt. Man ist ein Gefäß von vollkommenster Reinheit, ist so geläutert, daß man zu himmlischen Gefilden entschweben und in seiner Gewaschenheit die Engel beschämen könnte, und so beeilt man sich, wenn man sich zum Aufstehen ermannt hat, sich wieder durch eine kompakte Mahlzeit an die geliebte Erde zu binden.

Das echte russische Dampfbad wird dadurch eingeleitet, daß man sich mit Birkenruten peitscht. Ich kenne das nicht, denke es mir aber sehr angenehm, die Haut durch feine Striemen zu einer Art dünnen Taumels aufzureizen, das Blut darunter schaumig zu schlagen. Manchmal kommt es mir

vor, als müßte es auch ganz schön sein, sich am ganzen Körper mit einer Bürste abzuklopfen oder besser noch mit dreien: einer strubbeligen aus Pflanzenborsten, einer strammen, die auf senkrechten Stacheln tanzt, und endlich mit einer sanften, die nur ganz leise kitzelt. Ach, unsereiner ist ja leider kein Geschäftsmann. Was ließe sich aus solchem Einfall, wenn man ihn systematisch ausbeutete, nicht alles herausschlagen! Es haben Leute, weil sie die Wohltat eines kalten Wickels oder eines Fußbads im Gras entdeckten und daraus ein Evangelium machten, die ausgezeichnetsten Erfolge gezeitigt und das schönste Geld gescheffelt; und doch waren ihre Methoden auch nichts weiter als ein Anruf an die gute Haut, sich ihrer Existenz und ihres Wertes bewußt zu werden. Wozu mühe ich mich im Schweiße meines Angesichts? Wäre ich wahrhaft weise, ich eröffnete ein Sanatorium, fütterte die Patienten sparsam mit Backpflaumen

und Vollkornbrot und klopfte sie täglich einmal sorgfältig mit der Bürste ab, alles gegen einen dicken Pensionspreis, statt uneigennützig eine Anleitung zu geben, wie man sich auf eigne Hand die Haut vollschlemmen kann!



Es gibt Menschen, die mit wilder Wollust Holz hacken oder sägen: sie genießen die Lockerung der Gelenke, die Erschütterung der Knochen, die Dehnung der Muskeln, den Schwung der Bewegung, den Schweißausbruch, die mächtige Atmung; als Nebenvergnügen fällt ihnen die Befriedigung zu, den einen Haufen schwinden, den andern wachsen zu sehen. Mag man gegen diesen Nebenzweck einwenden, daß er allzubescheiden sei: die Hauptsache ist unbedingt etwas Feines. Der Knochen- und Muskelmensch, der inwendig in uns steckt, will auch mal zeigen, was er für ein Kerl ist. Man kann ihm diese Freiheit auf die verschiedenste

Weise gewähren und hat stets noch außerdem etwas davon. Einer gräbt im Garten (und gewinnt dabei schöne Eßbarkeiten), der andere stürmt Gipfel (und trägt Triumphe davon), ein dritter boxt oder ringt (und bleut bei dieser Gelegenheit einen Mitmenschen nach allen Regeln der Kunst), wieder andere rudern oder schlagen den Fußball oder wirbeln sich in der Riesenwelle (immer mit einem Nebenprofit, und sei es auch nur dem der befriedigten Eitelkeit). Aber was sie zunächst und unbedingt suchen, ist das körperliche Gefühl der Kraft in ihrer vollen Entfaltung. Beweis: es gibt fast keinen unter ihnen, der nicht einmal des Guten zu viel täte und sich übernähme. Die zweckmäßigen Meyer richten sich mit Eifer Systeme ein, damit solche Schädigung verhütet werde und der Kraftkerl doch auf die Rechnung komme. Sie gehören in einen Haufen mit den Züchtern dornenloser Rosen, den Fabrikanten alkoholfreier Schnäpse, nikotinfreier Zigarren

und koffeinfreien Kaffees, den Predigern des wunderlosen Christentums und den Agitatoren des rücksichtsvollen Umsturzes, den Herausgebern des sittlich gereinigten Goethe und überhaupt allen Wallachen. Nein, das Temperament soll man nicht austreiben. Ist etwas Gutes gefährlich, so gibt es nur ein Mittel, die Gefahr zu mindern: man tue es selten, dann aber trotzdem gründlich!

Wer ein gehäuftes Tagewerk und im übrigen noch etwas im Kopfe hat, wird ohnehin weder die Zeit aufbringen, sich sportmäßig Tag für Tag abzurackern, noch die Kraft, da er sich in seiner Arbeitsleistung erschöpft. Aber diese Erschöpfung ist, auch beim Handarbeiter, in den seltensten Fällen zu vergleichen mit der herrlichen Ermüdung dessen, der sich zu seinem Vergnügen restlos ausgegeben hat. Denn alle Arbeit steht ja unter dem Gesetze der Zweckmäßigkeit, der Ökonomie, des kleinsten Kraftaufwandes; sie ist umso rentabler, je sorg-

samer die Kraft, die sie leistet, geschont wird — wenigstens für den Arbeiter selbst. Auch wer noch so freudig leistet, hat ein Interesse daran, Kraft zu sparen und vor allem die Kraftquelle, seinen Körper, unversehrt zu erhalten, damit er stets von neuem hergibt. Es ist sicher, daß gerade dieses Bedenken und das dadurch veranlaßte Bremsen leicht eine Ermattung hervorrufen, die nicht entfernt so schön ist wie die gute Müdigkeit dessen, der mit seiner Kraft richtig und von ganzem Herzen aaste. Und so macht man die auf den ersten Blick seltsame Erfahrung, daß Leute, die bei der Arbeit über jeden Handschlag stöhnen, plötzlich in den Ferien, wo niemand sie zwingt und treibt, sich freiwillig unerhörte Strapazen aufpacken und körperliche Rekorde aufstellen. Und sogar wir, die das Verhängnis plagt, nichts bloß eben so obenhin machen zu können, und die wir uns darum auch bei untergeordneten Beschäftigungen, wenn wir

sie einmal übernommen haben, abnutzen und ausfransen: sogar wir stürzen uns auf freie Tage mit athletischer Wut und rasen los, als würden wir dafür bezahlt.

Ich persönlich wandere. Sicherlich gehöre ich zu denen, die, völlig sich selbst überlassen, jeden Reiz der Landschaft, des Wetters, des Volkstums, der landesüblichen Speisen und Getränke, der Ungebundenheit und des holden Zufalls auszukosten wissen. Ich bin durchaus fähig, jedes Programm über den Haufen zu werfen, jedem Druck der Luft zu gehorchen, mich ganz dem Augenblick hinzugeben. Aber immer wieder einmal packt mich der Fimmel, eine große Entfernung in einem Zuge und im stärksten Tempo zurückzulegen. Der bunteste Herbstwald rauscht dann hinter mir weg wie Kielwasser hinter einer jagenden Barkasse; Berg und Tal verschwinden unter mir wie ein rollendes Trottoir; Dorfreihen werden zum flimmernden Filmband; Bäume an einer

Chaussee, voll von beschaulichen Piepmätzen, sind nur noch Untereinteilung der Skala aus Kilometersteinen. Es ist etwas von dem Geschwindigkeitsrausch darin, der den Radfahrer zwingt, sich an die Lenkstange, und den Automobilisten, sich ans Steuer zu klammern. Aber Tempo und Entfernung sind hier nur Mittel zum Zweck: den Abstoß der Fußspitze zu fühlen, das Federn der Ferse, das Auf- und Zuklappen des Kniescharniers, das Ausgreifen der Schenkel, den Pendelschwung der Arme, die Balanze der Wirbelsäule, die Spannung des Halses, die den Kopf nach vorn drängt, den verstärkten Druck der Schultern gegen die Riemen des Rucksackes. Alle Knochen treten zu einem in ein neues Verhältnis; man empfindet in sich etwas von dem Wunder des Zusammenhangs, von der Ausgewogenheit des Skeletts, von der Statik des Körpers, weil man infolge der Beanspruchung die einzelnen Teile deutlich spürt.

Und dann die Entspannung, das Nicht-Mehr-Müssen, das Herbergenglück, Dielenkühle des Sommers und Herdwärme des Winters, Geborgensein, Ziehen in den Kniekehlen, Laschheit der Hüften, köstliche Müdigkeit, Tor zu traumlosem Schlaf.



Was für eine feine Erfindung ist das Bett! Laßt es euch mehr sein als ein Zweckgestell, auf das ihr gepackt werdet, um morgen wieder verwendungsfähig zu sein. Dazu genügt — es ist nur eine Sache spartanischer Dressur — eine Pritsche und eine Wolldecke. Wer damit auskommt, wenn's nötig ist, wer auch auf einer Schütte Stroh gut schläft und selbst in einem hochgetürmten buntgewürfelten Bauernbett den erquickenden Schlummer findet: gerade der ist der richtige, um die Genüsse eines wirklich ausgezeichneten Bettes nach Gebühr zu würdigen.

Es sei flach, geräumig, luftig und elastisch.

Eine einfache Metallkonstruktion mit federndem Boden ist besser als eine pompöse Mahagonibettstelle mit Bretterboden. Betthimmel und andre Staubfänger sind zu meiden. Eine Roßhaarmatratze, darüber ein Laken. Unterm Kopf ein Roßhaarkeilkissen und mindestens zwei weiche Federkissen; angenehm ist ein drittes kleines, das man knüllen und knutschen und schieben kann. Die Hauptsache ist die Zudecke. Stepp- und Wolldecken sind für das Auge dünn, für das Gefühl aber dick; sie lasten ebenso wie die dicken Federbetten, die wurstartig prall gestopft sind. Was ein Plumeau auf den Beinen soll, habe ich nie begreifen können; sein einziger Zweck scheint zu sein, einen durch sein Rutschen in Unruhe zu halten. Eine gräuliche Unsitte klemmt den Rand der Zudecke unter die Matratze, daß man wie in einem Sack gefangen liegt. Nein, wer weiß, was gut ist, deckt sich mit einem ganz dünnen Bett aus feinsten Daunen zu; nichts

ist so leicht und durchlässig, nichts sinkt so — förmlich wie Schnee — gleichmäßig über alle Berge und Täler des ausgestreckten Körpers; ja, so groß deucht einen die leichte Beweglichkeit, als flösse es über einen. Ausgedehnt muß die Zudecke sein. Durch ein einfaches Heben und Senken der Beine gelingt ein leichtes Umkippen des Fußendes; man liegt ganz eingekuschelt, nur das Gesicht guckt heraus, in dieser Welle von Sauberkeit und Luft, — denn selbstverständlich werden alle Bettstücke täglich in den Zug und wenn möglich auch in die Sonne gehängt. Ganz nackt zu schlafen, finde ich nicht behaglich. Das Richtige ist und bleibt das Nachthemd; es ist viel genießerischer und stilvoller als das Pyjama, das Angezogenheit vortäuscht, wo es gerade auf das Ausgezogensein ankommt. (Man streift das Hemd auch leichter ab, so es nottut.)

Sein Bett muß man allein haben. Man kann Besuche empfangen und machen, und

sie mögen so ausgedehnt werden, wie das Herz nur verlangt. Aber man muß nicht gebunden sein. Man darf nicht, ohne den Wunsch zu haben, an die Anwesenheit eines fremden Körpers erinnert werden; darf sich nicht ängstlich vor dem Anbumsen hüten müssen. Gar andauernd unter einer gemeinsamen Decke liegen zu sollen, ist eine Zumutung, um von schlimmeren Möglichkeiten ganz abzusehen, schon darum, weil diese Decke dann nicht mehr den Zweck erfüllt, sich dem eignen Körperumriß restlos anzuschmiegen, sondern ein Gewölbe mit Luftlöchern und unterschiedlichen Temperaturen bildet. Man meide die Dunsthöhlen und Pennmollen, die man zweischläfrig nennt; sie haben nichts zu tun mit dem edlen Doppellager eines echten und rechten Liebesfestes, bei dem der Schlaf die Nebensache ist. Wohl, ein Doppelbett, das man für gewöhnlich allein bewohnt, darüber läßt sich freilich reden. Die Bettstatt kann gar nicht

geräumig genug sein. Sie stehe aber auch — Regel, die die reizendsten Ausnahmen verträgt — in einem Zimmer, das man allein für sich hat.

Was soll man nun allein in seinem schönen, großen, leichten, nach Sauberkeit duftenden Bett anfangen? Nun: zunächst sich unbeschreiblich freuen, daß man darin ist, daß man die Molligkeit fühlt und darin versinken kann. Man soll sich Zeit nehmen, um in die allerbequemste Lage zu kommen, und wird sich bei jeder Wendung und Verschiebung von neuem an dem sanften Druck von unten, der fließenden Nachgiebigkeit von oben ergötzen. Diese unbeschränkte Wohligkeit ist das allerbeste Schlafmittel. Wen sie ganz durchtränkt, wird von unangenehmen Erinnerungen an das Gestern und murksenden Sorgen für den morgigen Tag von selbst abgelenkt. Er wird auch nicht im geringsten die Neigung spüren, in diesem Zustand seinen Kopf mit Kniffligkeiten zu

strapazieren oder sich Rechenschaften abzulegen. Das Gehirn wird leicht. Natürlich liest und raucht man nicht und zerreitet nicht sein schönes Bett, sondern liegt gelassen in der Dunkelheit. Augen zu. Es spuken keine Gedanken mehr nach. Vom Draußen ist man abgeschnitten. Man hat es nicht eilig.

Wer kennt das feine Spiel zwischen Lid und Augapfel, an dem ich mein Lebtag so viele Freude gehabt habe? Durch den leichten Druck steht ein Lichtschein auf, der sich sacht bewegt. Er gaukelt wie eine dünne Flamme. Man kann ihn — Übung, Freunde! — wehen und tanzen lassen, kann ihn zwingen, in schweifende, wellende Umrisse zu fließen, kann ein ganzes graziöses und wildes Lichtspiel daraus machen. Lange, ehe ich die erste wirkliche Tänzerin sah, sah ich so den ersten wirklichen Tanz, körperlos, nur Bewegtheit, nur Glanz. Der Halbwache sieht bereits die bunte Laterna magica des Traumes aufleuchten.

Man pflegt in solchem Bett fest, aber nicht steinschwer zu schlafen. Manchmal erwacht man, fühlt eben noch ein Traumbild wegfließen, dreht sich auf die andere Seite und versinkt wieder. Ununterbrochener Schlaf hat seine Vorteile; aber leichte Pausen, in denen nur eben das Bewußtsein aufdämmert, wie gut man es in seinem Bett hat, verdoppeln das Vergnügen. Namentlich, wenn es gegen Morgen geht. Dann gehören sie sogar zu einem vollkommenen Pennglück. Dann würzt den dunklen Becher die Freude, daß man noch nicht aufzustehen braucht; noch nicht; noch — nicht. Bis man sich endlich einen Ruck gibt und mit der federleichten Decke auch das glitzernde Gespinst der Morgenträume von sich gleiten läßt. Ja, Träume gehören in ein solches Bett. Es gibt da Nächte, die ganz mit phantastischen Tapetenmustern ausgeschlagen sind. Es gibt auch schwere Träume; aber unter der Daunenwolke lassen sie sich leichter vertragen, als

wenn man plötzlich schweißtriefend erwacht unter einem geblähten Bettstück, das einem auf der Brust hockt wie ein Alp, oder unter einer undurchlässigen Decke, in der man steckt wie in einem Angstfutteral.

Wie bei allen Schlemmerfreuden, muß man auch hier ein Ende finden. Einer Frau kann es gut stehen, wenn sie noch im Bett ihr Frühstück nimmt; ein Mann gehört raus und unterstehe sich nicht, anders als völlig aufgefrischt und angezogen an den Frühstückstisch zu kommen. Nur wenn er zu wachen versteht, verdient er, als Schlemmer zu schlafen.



Die Menschen, die nur tätig sind, pflegen mit protziger Inbrunst das Lied von der alleinseligmachenden Arbeit zu singen. Nur wer wirklich Arbeit kennt, wer weiß, was es heißt, seine Kräfte bis zum letzten Tropfen herzugeben, weiß auch wirklich etwas von der Faulheit. Die meisten haben von ihr eine ganz falsche Vorstellung. Sie meinen, Faulsein heiße nur, die Beschäftigung wechseln; tun, was man gern mag, statt dessen, was man muß. Aber dies ist keine Faulheit, sondern eher eine bequeme und ungefährliche Abart des Fleißes. Auch beim Schlemmen bleibt etwas in uns wach, gespannt, aufnahmebereit: der Esser, der in

der Sonne-Bratende, der Einschlafende selbst hält immer noch den Eindruck fest und strebt, ihn auszukosten; und es wäre schon möglich, daß einer einmal behauptet, Schlemmen beanspruche einen ungemeinen Aufwand von Energie.

Die restlose Faulheit aber sucht nichts mehr; keine Freude, nicht einmal mehr Behagen. Es fällt ihr nicht ein, die geringsten Vorkehrungen zum Selbstgenuß zu treffen. Sie läßt sich einfach — falls nicht zufällig eine Wand Widerstand leistet — sacken und nimmt lediglich nach mechanischen Gesetzen eine ungefähr horizontale Lage ein. Ihre bevorzugte Stätte ist das Sofa, weil es gerade so bequem dasteht; ein dunkler Bewußtseinsrest warnt vor dem platten Fußboden, weil das Hinfallen wehtut, und hält vom Bett zurück, weil sich mit ihm die Assoziation des umständlichen Ausziehens verknüpft. Aber auch das Sofa sucht sie nicht, um zu schlafen oder um sich zu recken

und zu strecken; nein, lediglich um einen Stützpunkt für das Körpergewicht zu haben, das sich nach dem Mittelpunkt der Erde gezogen fühlt.

Ein erfreulicher Zustand? Nein, eher ein verdrießlicher und verdumpfter. Man dröselt ein und wacht wieder auf, weil man unbequem liegt; aber man verschiebt sich nicht. Man wird steif, im Fuß kribbeln Ameisen; aber man rührt sich nicht. Höchstens, daß man einmal automatisch abrutscht, in eine Höhlung oder Döllung rollt. Aber man tut's nicht aus Willen: jeder Vorteil, und sei er noch so greifbar, scheint einem außer allem Verhältnis zu der aufzuwendenden noch so geringen Mühe. Es ist eine Verzauberung, ein richtiges Gebanntsein, dem man sich entwinden würde, wenn überhaupt noch eine Spur Wille da wäre. Bis man schließlich dämmerhaft zu begreifen beginnt, daß man nichts mehr ist als Masse, der die vierte Dimension, der Zeitbegriff

fehlt. Hat man diesen flatternden Faden erst gepackt, dann krabbelt man sich sacht an ihm hoch. Der Zustand ist vorbei: man erfaßt ihn erst im Nachgenuß.

Es gibt ein Möbel, das — noch mehr als das Sofa — eigens zu dem Zwecke erfunden scheint, diesem merkwürdigen Weg-Sein zu dienen: das ist der Strandkorb. Man kann im Grunde darin weder besonders gut sitzen noch liegen. Wer sich mit Sonne und Salzluft wie ein Schwamm volltrinken will, streckt sich viel zweckmäßiger in den Sand. Wenn man sich in den zurückgeklappten Strandkorb legt, kriegt man unfehlbar ein steifes Genick, verbogenes Rückgrat und zusammenhanglose Beine. Richtig fest schlafen, — daran ist kaum zu denken. Eine Weile hört man noch den rhythmischen Schlag der Wellen, hört das Rieseln der Körnchen vom steilen Ufer, das wie eine riesige Sanduhr rinnt. Man weiß genau, daß diese Geräusche die Ewigkeit in winzige

Stücke hacken. Aber dann verliert man die Zeit völlig. Sie schrumpft zum Nichts zusammen. Vier Wochen an der See, faulenzend verbracht, sind dem Rückschauenden wie eine Stunde. Sobald man das fühlt, kriegt man fast etwas wie Angst. Man reißt aus. Beim Aussteigen daheim, auf dem von Zügen donnernden, von Menschen quirlenden Bahnhof, plötzlich hineingestellt in die Brandung des All- und Werkeltags, hat man zum ersten Male wieder sich selbst. Man ist in diesem Fieber förmlich glücklich; es gibt wieder heute und morgen und jede Stunde mit einem besonderen Gesicht. Erst zurückschauend — dann aber tief — begreift man einmal, wo man war: in einer Ecke des Schlemmerparadieses, aus der wir vertrieben sind, für das uns selbst das Organ verkümmert ist, — da, wo die Zeit ganz erlischt und nur noch Masse ist. Man ist in einen allerletzten, in den wirklichen Urzustand zurückgekehrt.

Wißt ihr um jeden Preis Emsigen, daß wir Deutschen köstliche Faulheitsmärchen haben? Habt ihr einmal etwas läuten gehört von den starken Hänsen, die in völliger animalischer Dumpfheit zu Riesen wachsen?



Da es so viele gute Dinge in der Welt gibt und du das Zeug dazu hast, dich in jeden Genuß zu stippen, zu tauchen, zu stürzen; da du ferner des Geistes genug besitzt, um aus dem Rohstoff die Essenz zu holen und zur letzten Feinheit zu verflüchtigen, — sollte es da nicht am Ende doch ein erstrebenswertes Ziel sein, ein ganzes Dasein sinnlicher Empfindsamkeit aufzubauen? Voraussetzung wäre: Geld. Denn es ist klar, daß das holde Gleichmaß einer ewigen Schlemmerei nur möglich ist im Komfort. Diogenische Erbauungen wären auf die Dauer doch zu einschläfernd; dieser Faulsack in seiner Tonne kann in einer einiger-

maßen umfangreichen Existenz nur Episode sein.

So würdest du dich dann erheben und in deine Marmorwanne steigen, dich striegeln und salben, das Glück der seidnen Unterhose fühlen und mit allen Finessen frühstücken, in einem Raum, dessen gewählte Sachlichkeit und lichte Strenge vom feinen Lichte heller Blumen strahlt; würdest dich auf einem Pferderücken schaukeln, um den Appetit für den Lunch durch Luft zu schärfen; würdest kostbare Dinge um dich haben, edle Hölzer, Brokate, Kunstwerke, Bücher, die nur in Auflagen von höchstens fünfzig gedruckt sind, und wenn du die fleurs du mal in die Hand nähmest, käme die Einstellung schon beim Anfassen des Einbandes aus purpurrotem Saffianleder, dessen sanfter Strich sich unter jedem Fingerdruck verändert. Dein Geschmack umschwebte dich wie eine geschliffene Kristallglocke und hielte jede pöbelhafte Anblasung von dir ab.

In diesem Treibhause würdest du zu immer bizarrerer Form wachsen, wie eine Orchidee. Du würdest deine Organe fabelhaft verfeinern und neue ansetzen. Du würdest, dem Herzog des Esseintes gleich, Räusche exotischer Blumen trinken, die Wohlgerüche in Skalen ordnen und zu Harmonien kontrapunktisch binden, aus ungemeinen Schnäpsen eine Orgel bauen, in der du alle Register virtuos zu ziehen wüßtest. Und auf dem Weg stetig fortschreitender Sublimierung würdest du ein Schmecker der ausgefallensten und verruchtesten Genüsse werden, Morphium, Haschisch und Kokain wären nur die Ausgangspunkte zu viel phantastischeren Vergiftungen, du würdest in der erlesensten Verderbnis schwelgen -- ein Fürst aller schillernden Teufeleien, dem die ganze Welt nur noch Speicher und Schatzkammer der Nervenreize ist. Bis dich dann allerdings der erschütternde unvermutete Anblick einer dicken schnittlauchbestreuten

Quarkschnitte in Ohnmacht und Verzweiflung stürzt: denn diesem Rippenstoß proletarischer Undifferenziertheit ist deine Kraft nicht mehr gewachsen, du fällst um wie ein Baumstamm, den die Termiten ausgefressen haben.

Man braucht Raffinement und Luxus nicht so auf die Spitze zu treiben, schon der ganz gewöhnliche Komfort reicht dazu aus, den Menschen alle zu machen: zu einem Unproduktiven, einer Niveauerscheinung, einem Zivilisationsgeschöpf. Mißtraue tief allen, die zu ihrem Wohlbehagen täglich dieselben gewohnheitsmäßigen Annehmlichkeiten nötig haben; mißtraue vor allem dir selbst, wenn du dich darauf ertappst. Nie wurden bedeutende Dinge im Luxus gezeugt. Goethe besaß Kostbarkeiten, um ein Museum damit zu füllen; sein Arbeitszimmer ist Abkehr, Rückkehr in die schlichte Einfachheit. Glaub mir, Freund, es ist zu deinem Heile, daß du das Schlemmen nicht zur täglichen Übung machen kannst und dir eine ganze Menge

famoser Dinge dann verkneifen mußt, wenn du die größte Lust auf sie verspürst. Du solltest wissen, daß eine Flasche Chambertin doppelt schmeckt, wenn du um ihretwillen eine Woche krumm gelegen hast; daß ein Tag voll Sonne und Wasser herrlicher wird, wenn du ihn durch erhöhtes Arbeitstempo aus dem Alltag herausgeschunden hast. Vor mir steht ein Glas auf viereckigem Fuß, einfacher Kelch in Feinschliff, mit andern ererbt, und eine Buddel vortrefflicher Genever aus Schiedam. Denkst du, ich rühre die an? Das kommt erst an einem ganz bestimmten Punkt dieser Niederschrift, und der wird erreicht sein, wenn die Amsel schon eine Stunde singt und die blaue Stunde ins Zimmer sieht. Wer weiß, wenn ich ein Krösus wäre, ob ich die Flasche nicht sofort am Kragen nähme — und morgen womöglich wieder eine. Für mich (und hoffentlich auch für dich) ist's gut, daß ich keiner bin.

Aber noch schlechter freilich ist's, an-

dauernd ein so armes Aas zu sein, daß man nicht einmal an einen guten Schnaps, geschweige denn an ein Rebhuhn mit Burgunder heran kann, wofern man ein solches zu würdigen versteht. Ja, kennen soll man auch den Komfort; schon um nicht statt eines fröhlichen Menschen, den Gott liebt, ein schäbiger Neidhammel zu sein. Namentlich für alle künstlerischen Menschen, die ja stets irgendwie feine Sinnentiere sind, sollte Luxus und Glanz einmal dasein, wenn auch nur befristet. Es ist nicht nötig, sie zu Staatspensionären mit Pfennigrente zu machen, außer sie seien krank und alt; es ist nicht nötig, ihnen dauernd eine vornehme Lebenshaltung zu ermöglichen, außer sie haben — wie unter den Lebenden Arno Holz — eine gewaltige Lebensleistung gegen eine hundsgemeine Lebensnot bereits durchgesetzt; es ist auch nicht nötig, mit Preisen und Stipendien gerade die unter ihnen zu spicken, die ohnehin geschäftlich wohl verklickt sind, und dermaßen

für ihr Fortkommen zu sorgen. Aber man soll allen einmal ohne alle Nebenabsichten das Allerbeste gönnen.

Es stehen seit der Austreibung der Fürsten so viele Schlösser leer; darunter wundervolle intime Nester in großen Parks, die oft genug nur für genießerische Stunden gebaut wurden. Nun sitzen Beamte drin, die drauf aufzupassen haben, daß kein Ziegel vom Dache fällt, oder irgendwelche andere gleichgültige Menschen, deren Stumpfsinn gegen die schwebende Grazie der Räume aufs widerlichste anstinkt. Ach, Tiefurt! Ach, Dornburg! Ach, Liebesschachtel im Charlottenburger Schloßgarten! In diese und alle entzückenden Gehäuse setzt mal einen anständigen Kerl mit seiner Frau oder seinem Mädchen, laßt ihn vom Kastellan, der viel zu wenig zu tun hat, bedienen und werft so viel aus, daß er nett auskommen kann; die Lichter kann er aufsetzen von dem, was er selbst verdient. So möge er leben

wie im Paradiese, auf ein Jahr oder zwei! Damit er es einmal besaß. Alsdann könnt ihr ihn getrost am Krips nehmen und ihn wieder hinausschmeißen, um seiner Seele willen, die das Gute zwar kennen, aber nicht an ihm kleben soll. Es gibt so viel Menschen, die auf Glanz warten; aber es gibt auch so viel Glanz, der auf Menschen wartet, die ihn verstehen. Er verkommt und erblindet ohne sie wie eine Perle, die niemals auf der warmen Haut einer schönen Frau liegt.

Wann kommen denn die Leute, die endlich mal begreifen, daß Geisteskultur keine Spargelkultur ist, mit regelmäßiger Anlage in geraden Reihen und ebenso regelmäßigem Abstich der Köpfe? Mal was kriegen können, Chance haben, auf der großen Schaukel einmal hochzuwippen: das ist was für künstlerische Temperamente. Leben wie ein Beamter oder ein kleiner Rentner? Fahrt ab mit solcher Zumutung! Aber

einmal, auf Zeit, leben wie ein kleiner Fürst, Kultur schlemmend, die nicht eilfertig zusammengetragen, sondern wie eine Pflanze aus dem Boden gewachsen ist: das hat Sinn. Ob sie, wenn sie hinausmüssen, schimpfen wie Rohrspatzen? Dann wären sie keine Künstler. Die sind auch für einen Traum dankbar.



Mit Pauken und Trompeten

Alte Jungfern beiderlei Geschlechts, trollt euch, entfleucht, entwetzt, damit ihr nicht in Ohnmacht fallt! Denn itzo spiele ich euch einen Satz auf dem Orchestrion des menschlichen Leibes, kurz, ulkig fugiert, voll Saft und Kraft, alle guten Röhren und Blaslöcher nutzend. Wann kommt der musikalische Genius, der solches meistert?

Ihr, die ihr euch sanft in ein zärtliches Taschentüchlein schneuzt, was wißt ihr von der Befreiung und Entspannung eines erschütternden Niesers, der der Explosion einer krepierenden Petarde gleicht? Was von dem Trompetenton, der mit zorniger Freude durch die Nasenlöcher stößt, jede Verstopfung

machtvoll hinwegfegend? Unsere Urgroßväter reizten die Schleimhäute künstlich durch Schnupftabak, heut tut das nur noch der einfache Mann, und das Schmalzlerglasl ist der letzte schäbige Rest eines unzählbaren Volks von Tabaksdosen. Sie sind dahin und mit ihnen das fröhliche Gewimpel der mächtigen bunten Nasenwindeln. Unsere Nerven sind nicht mehr diesen heftigen Entladungen gewachsen, sie fahren darob zusammen. Aber immerhin gibt's noch Augenblicke, da lieben wir diese Töne, da bejahen wir sie, da üben wir sie, so gut wir können, ohne an einen schnöden Schnupfen zu denken.

Und wo blieb das herzhafte Räuspern rachenauf, geöffneten Mundes, dem rasselnder Gegenzug mit geschlossenen Lippen folgt: diese Sammlung, der die Ausspritzung des Speichels glatt und mit der eleganten Präzision eines Schusses folgt? Gebildete Menschen verschlucken ihre Spucke, und es ist zuzugeben, daß der schwimmende Fuß-

boden eines Abteils dritter Klasse voll italienischer Arbeiter auch dann Beklemmungen weckt, wenn der Blick durchs Fenster in einen lombardischen Nebelmorgen schweift, aus dem Dächer wie Schiffe tauchen. Aber etwas in uns bejaht es, wenn ein Waterkantengesicht mit ausgefranster Bartkrause den Strahl über die Reeling schießt, und es gibt Stunden auch hier, wo wir uns selbst einen Priem hinter die Kusen stecken, um andächtig sein stilles, intensives Ziehen und Saugen an der Speicheldrüse zu genießen.

Wer wagt es noch, sich mit dem Magen laut für ein schönes Essen zu bedanken, wie es in China die gute Tischsitte vorschreibt? Nur Knaben in den Flegeljahren treiben diese Übung mit Sporteifer. Und dennoch ist's ein Laut, kurz, trocken, druckstark, der an das Abspringen eines Champagnerpfropfens erinnert, also liebliche Ideenverbindungen weckt.

Hoh, und du, dunkler Urton aus der

Tuba der Unterwelt, den man nicht nennen darf, obwohl er so schöne lautmalerische Namen hat! Es gibt eine ganze Literatur über dich, jokose Doktorarbeiten wurden dir gewidmet, du knatterst, knallst, rollst, bumsest und brummst durch die Schwänke eines strotzenden Jahrhunderts, Meister François Rabelais schlug mit dir Ball, und Doktor Martin Luther — menschlichster aller Menschen — fing dich auf in einem saftigen Sprüchlein. Ich kann dich nicht erlösen aus deiner namenlosen Verbannung, kugelrunder Getreuer. Aber — der Wahrheit die Ehre, und wenn die Hölle platzt! — manchmal bist du da, und der dünkt mich nicht deiner würdig, der dich dann verleugnet. Verkorkst, verstöpselt, verlötet ihn!

Hätt' ich ihrer, die diese Instrumente virtuos meistern, wie gern dirigierte ich ein Ständchen in einem Saal, wo öde feierliche Reden geschwungen werden! Wie wollten wir den Dunst zimperlicher Einbildung und

geblähter Geistigkeit wegfegen mit dem reinigenden Sturm mächtiger Leibesgeräusche! Ja, gibt es nicht allenthalben wohlgesetzte Worte, auf die keine Antwort passender wäre als die, die der Körper ohne umständliche Artikulation dreist und gottesfürchtig erteilt?

Alle Ausscheidungen und Absonderungen und was mit ihnen zusammenhängt, verweist man in das verpönte Gebiet des Unanständigen, das freilich mit Unsittlichkeit nicht das Geringste zu tun hat. Es gibt — beim Manneken Piß und beim Dukatenkacker! — nichts harmloseres als ein fröhliches Wässern und eine gesunde gediegene Entleerung. Unsre Altvorderen wußten und sagten es; unsere Sprache beherbergt ein über alle Maßen ausgedehntes Vokabular für diese Dinge, die allgegenwärtig sind, auch wenn wir heute manchmal tun, als gäbe es sie garnicht. Aber tun wir immer so? Keineswegs. Wohl jeder Mann ist ein-

mal die dustere Kellertreppe hinabgestiegen in die Atmosphäre von dickem Bier, Fusel und Tabakshecht, in der die Zote gedeiht, die krasse, gigantische, maßlose, die sich um einige legendäre Gestalten knäuelt. Wenig Heldengestalten sind so volkstümlich wie Mikosch und die Wirtin an der Lahn, und kein Kliniker ist der breiten Masse der Studenten aller Fakultäten so vertraut wie der Oberlazarettgehilfe Neumann. Wer keine Mimose ist, dem wird's schon mal auf eine Stunde behagt haben in der Gesellschaft von Brander, Frosch und Sybel, obwohl sie platte Bursche sind, nur weil ihnen so kannibalisch wohl ist wie fünfhundert Säuen. Denn hier ist, wiewohl Unterwelt, doch Welt, der wir verhaftet sind, solange wir selbst nicht von der Luft leben wie die Engel. Könnten wir nicht mitunter eine kindliche Freude daran haben, daß wir verdauen, so wäre ja unser Gefesseltsein an den Darm eine lebenslängliche Kreuzigung. Aber kein

Mensch, er habe denn Hämorrhoiden oder ewigen Dünnerich, betrachtet die Stätte, wo er den unterirdischen Göttern opfert, als einen Folterstuhl, sofern sie nur reinlich und fein bereitet ist. Ganz im Gegenteil, mancher weilt da länger, als er müßte.

Ein verehrter, längst verstorbener Universitätslehrer (wahrhaft eine anima candida, aber ein Mann mit Körper und Eingeweide), erzählte uns stundenlang über diesen Gegenstand aus persönlicher Erfahrung. Unvergeßlich geblieben ist mir die Geschichte von dem neapolitanischen Kellner, der den Gast auf seine Frage nach dem Lokus in den nachtdunklen Garten führte und mit weit ausladender Gebärde nichts sagte als: Ecco! Und die andere von Curtius, dem einst berühmten Historiker und höchst sauberen Greis, dem man in Smyrna das Geländer eines Balkons — er hing hoch über dem veilchenfarbigen Meere — als Sitz anwies, worauf er, zu seinen zwei jungen gelehrten Be-

gleitern gewendet, begeistert mit wallenden Locken ausrief: „Meine Herren, welch herrlicher jonischer Abtritt!" Gewiß ist die schöne Freiluftentleerung einer üblen Eingesperrtheit bei weitem vorzuziehen; wie ein sehr miserabler Traum taucht mir manchmal aus vergangener Zeit ein französisches Klosett auf, das eigentlich nur wie eine durchbohrte Waschschüssel dicht über dem Fußboden saß. Viel fröhlicher stimmt mich die Erinnerung an ein Sitzbrett mit vier Brillen nebeneinander, das es einst in einem Ausflugsort bei Breslau gab; eine freundliche Einrichtung, die die Unterhaltung, über trennende Wände hinweg immer unbequem, entgegenkommend erleichtert.

Gewiß kann man am Klosett den Stand der Zivilisation immer, den der Kultur zuweilen ablesen. Die Kachelkühle der wohlgespülten englischen W. C.'s. fordert auf, seine Geschäfte mit Sachlichkeit und Reinlichkeit zu verrichten; während die schief in den

Angeln hängenden Türen mit dem Herzausschnitt, wie sie auf Bauernhöfen zu finden sind, immerhin etwas Gemütvolles haben, was zum Verweilen einlädt. Bei meinem Freund Hans Brandenburg, der ein feiner Genießer ist, hab' ich ein Kulturklosett gesehen. An den Wänden des traulichen hellen Raums hingen zierliche Bilder, eine kleine gewählte Bibliothek befand sich in bequemer Greifnähe, und um die Bitterkeit aus dem Herzen dessen zu verscheuchen, der etwa seine eigenen Werke hier vertreten fände, hatte der Besitzer auch ein Buch von sich in die Reihe gestellt. Kurz, eine Stätte der Beschaulichkeit, gegen die strenge Stilisten nur eins einwenden könnten: sie lenke von der Hauptsache ab, und es könne geschehen, daß einer über der anregenden Lektüre ganz vergäße, weshalb er gekommen sei. Und vielleicht läßt sich in der Tat mit einigem Recht behaupten, man solle an dieser Stätte garnichts lesen, oder doch nur, was

einem der höhere Zweck in die Hand drückt. Denn die Sache trägt schließlich den Wert in sich.

Und so scheint mir, als drücke sich bei aller pompösen Aufmachung ein höchst bemerkenswerter Sachwille und eine stolze Sachfreude aus in jenem Nachtstuhl, den Lichtenberg einmal beschreibt: Im Augenblick, da das Opfer vollzogen ward, ertönt aus der Tiefe ein Tusch von Pauken und Trompeten. „Recht ein Möbel für einen großen Herrn.“



Von der Freiheit

Es klopft mir einer auf die Schulter. Hoppla, du bist's: göttlicher Strolch und Säufer, phantastischer Rattenfänger, fröhlicher Hurer, Kirchenräuber sogar und herrlicher Poet, Meister François Villon! Dein Antippen ist Stoß aus meinem eigenen Herzen. Sprich!

„Gänsebraten ist schön. Burgunder ist schön. Eine Liebesnacht ist sehr schön. Alles, was in diesem Schlemmerparadies wächst, ist ganz außerordentlich schön. Aber das Allerschönste fehlt."

Was ist das Schönste?

„Die Freiheit."

Sie fehlte? Ist sie nicht in jeder Schlemmerstunde?

„Jawohl. Auf Stunden. Auf Tage. Auf Wochen allenfalls, solange deine Ferien reichen. Mensch, du bist ja ein Bürger. Du zirkelst ja deine Zeit. Du gehst ja auf ein Büro. Du darfst ja garnicht Tag und Nacht und Tag versaufen. Du mußt sogar einen guten Leumund haben. Dein ganzer Tag sitzt ja voll von Rücksichten und Pflichten wie ein altes Bett voll Wanzen. Selbst die Zeit, in der du dich mit mir unterhältst, stiehlst du jemandem. Soll ich dir aufzählen, was du eben jetzt alles tun solltest? Deine Gören erziehen. Deine Steuern bezahlen. Für die Firma arbeiten, die dich berappt und der du dein Gehirnschmalz eben jetzt sträflich hinterziehst. Mensch, du bist ja ein siebenfach vermietetes Zimmer. Und wenn mal zufällig kein Einlogierer und Schlafbursche darin ist, soll ich in dieser Muffbude sitzen? Nein, dann lieber bei der dicken Margot, dans ce bourdel où tenons nostre état!“

Mann, halt die Luft an! Hast du nicht selber den Disput zwischen dem Herzen und dem Leib gedichtet, dieses Duell zwischen deiner eigenen Ober- und Unterwelt?

„Jawohl, mein Sohn. Oben und unten, aber nicht mittenmang. Wo die Bürger wohnen. Wo die gute Sitte und die Uhr regiert. Wo der Mensch, der Ganzes will und ganz sein soll, zu Frikassee verhackstückt wird und in den Kochtopf wandert. Gustav Sack — ein verbummelter Student, was ist der anders als ich, un pauvre petit escolier — jawohl, du hast ihm auf Anhieb angerochen, was er wert war. Und doch hast du ihn aus der Schweiz wegangeln helfen, als der Krieg ausbrach, hast dich zum Spießgesellen des Manns gemacht, der beziehungs- und vorwurfsvoll mit aufgehobenem Zeigefinger zu ihm sagte: „Körner!“. Nun haben ihn die rumänischen Würmer gefressen, ihn, diesen Sonnentrinker und Lebensesser, diesen Sänger des braunen

Rausches, ihn, der das Wort prägte: Lieber verroht als vergeistigt, und es nicht hören mochte, daß man immer den Kopf pries auf Kosten des Unterleibs! Diesen elementarischen Kerl hast du richtig mit in das Netz bürgerlicher Bedingtheiten bugsiert, — und dann schriebst du ihm einen Nachruf! Schämen müßtest du dich, wenn du dir nicht ein kleines Recht auf ihn erworben hättest durch jenes Goldstück, das du ihm Weihnachten 1913 mit einer Freundin gen München schicktest, — umzuwandeln in Haut-Sauternes. Das reißt dich einigermaßen heraus. Sonst würde ich mich für deinen Umgang bedanken."

Weißt du, daß eben dieser Gustav Sack, der immer davon träumte, ein königlicher Stromer zu werden wie du, — daß eben dieser Gustav Sack sich immer wieder nach einer gesicherten bürgerlichen Stellung sehnte?

„Ja, ihr seid alle dem Gelde versklavt; nicht einmal der, der's hat, ist frei; er erst

recht nicht! Mensch, ich lese in deinem Gehirn wie in einem aufgeschlagenen Buch! Aber es gibt nur zweierlei: letzte Leistung und letzten Genuß. Alles andere ist Wärme. Sieh mein Großes und mein Kleines Testament, diese zwei singenden Türme, die ich aus meinem Fleisch gebaut und mit meinem Blut gekittet habe, — meinst du wirklich, daß mehr herausgekommen wäre, wenn ich brav den Karren geschoben hätte, statt auf der Landstraße zu liegen, zu saufen, zu huren, ja zu stehlen? Als ich gehenkt werden sollte, machte ich einen frechen Vers: Morgen wird mein Hals wissen, was mein Hintern wiegt. Glaub mir, ich hätte auch das Kitzeln des Stricks noch genossen. Es soll ein sehr angenehmes Gefühl sein."

Mann, und diese Eröffnungen soll ich in mein Buch schreiben, in dies mein nettes, gutes, braves, sattes Buch, das die Menschen zufrieden machen soll? Statt dessen soll ich ihnen diesen Pfahl ins Fleisch bohren?

„Ja, sei wenigstens wahr! Was in aller Welt kannst du denn? Eins ist's, was du kannst: die Sprache. Du kannst sagen, aufs Haar genau ausdrücken, was du fühlst und denkst. Tausende fühlen und denken so, aber sie müssen lügen, weil sich ihnen die Worte im Munde herumdrehen, weil immer irgendwie etwas anderes herauskommt, als was sie sagen wollen. Sprecht ihr paar, die ihr wirklich des Wortes mächtig seid, die Wahrheit, dann wird nicht mehr die Welt rettungslos von Lüge verstänkert sein."

Stets habe ich die Wahrheit gesagt!

„Sag die ganze! Sag, daß in dir — oh, in wie vielen, die wie du Pflichten tun — ein Landstreicher steckt, ein Vagabund, den nur die ganz gemeine Feigheit verleugnet, unterdrückt, in Respektabilität einwickelt; sag, daß du ein Gesetzloser bist, ein schrankenloser Genießer, der lieber heute als morgen die ganze Bürgerlichkeit an die Wand knallte und losturnte, einen blanken Stecken in der

Hand. den Himmel als Hut, die Erde als Schuh!"

Ja, und dann? —

„Dann kann es dir zustoßen, daß du wirklich eines Tags draußen stehst, unversehens. Hast du Angst davor? Nun, du kannst doch was. Sollte es wirklich schwerer sein, den Bauern in der Schenke, den Arbeitern in der Kneipe etwas zu erzählen von dem wirklichen Witz und der wirklichen Schönheit des Daseins, als dich egal gebildet auf Papier auszudrücken? Irgendwas fällt immer in deine Mütze, und irgendwie Hanswurst der Menge ist jeder, der sich produziert, mag er nun auf durchgelaufenen Sohlen in das Wirtshaus oder auf Maschinenpapier in die ordentlichen Familien oder auf dickem Bütten in den Kreis der Gesiebten oder gar vielbeinig auf die Bühne treten. Sieh, wie sie dahinfahren, Goliarden und Bacchanten und Gänsediebe, entlaufene Mönche, irrende Ritter, Gaukler, Büßer, Akrobaten und

Feuerfresser, Zigeuner, Handwerksburschen und Taugenichtse, Musikanten und Komödianten, Märchenerzähler und Wanderer ins Nichts! Immer unter ihnen der Archipoeta, der Erzpoet, aestuans intrinsecus ira vehementi, siedend vor Erbitterung, dennoch frei, vom leichten Element genommen, dem Blatt gleich, mit dem die Winde spielen! Und vielleicht kommt dir unverhofft irgendwo der lange Hans in die Quere und mit ihm — wer kann's wissen? — zigeunerisch braungebrannt, erbaulich zerzaust und angenehm verwahrlost, die Cläre, der der Rock nur bis zu den gottgesegneten Kniekehlen reicht, beide mit einem Kasten voll bunter Schlenkerpuppen, und ihr spielt zusammen die große Komödie von den braven und ernsthaften Leuten, die frei zu sein wähnen, während sie doch nicht nur an einem, sondern an sechs Fäden zugleich hängen; die zu schlemmen glauben, während sie an Fesseln liegen, und die zum ersten Male

frei sind, wenn der Tod sie vom Bändchen schneidet. Auf der Landstraße, hinterm Zaun, in der unbegrenzten Ferne und Freiheit liegt das Paradies der Paradiese. Nicht müssen, nicht müssen! Lieber verrecken, irgendwo, allein, an einem Grabenrand!"

Redest du? Rede ich? Und wer hört uns zu?

„Wer es auch sei! Er hat etwas gehört, was wahr ist. Er hat etwas gehört, was unbedingt ist. Er hat gehört, daß es Schlemmerwonnen gibt, die auch der Begabteste nicht um Geld kaufen kann, sondern nur ums Leben. Hast du's begriffen, du Dritter, Fremder, dann grüß den nächsten Sonnenbruder, den du triffst, mit Hochachtung: er hat etwas vor dir voraus. Er ist der geborene Bewohner des Paradieses, in dem du nur Stippvisiten machst, mit der Uhr in der Hand!"



Wenn einen der Tod vom Bändchen schneidet, — ja, dann wird man auf jeden Fall frei.

Seltsam, daß der Schlemmer so oft die Todesnähe spürt; daß sich in die Bejahung des Daseins die Verneinung so eng verzahnt. Selbst der Prolet fühlt's am gefüllten Troge, beim Gastmahl des Trimalchio wurde ein kleines Gerippe umhergetragen; aber auch lebensfrohe Aristokraten — wie etwa Salomon Landolts kernhafte Familie — spielten mit diesem zierlich gearbeiteten Menetekel. Totentänze sind das Schattenspiel einer Zeit, die in der prallen Sonne des Lebens liegt. Im Kelch aller erlesenen

Schlemmer schwimmt zutiefst die große Dunkelheit, mögen sie nun Li-tai-pe, Dafnis oder Omar Khajjam heißen. Das Leben selbst scheint wie ein Aufleuchten zwischen zwei Finsternissen:

Zwei Tore hat dies alte Herbergshaus —
Durchs Tor des Tages zieht zu Rast und Schmaus
Ein Sultan nach dem andern prunkend ein,
Durchs Tor der Nacht dann, o wie bald, hinaus.

Es kommt nur auf das Temperament an, vielleicht auch ein wenig auf die Klugheit, ob einer den Tod als brutalen Einbrecher oder als freundlichen Genossen, seine Allgegenwart als gallebittern Tropfen oder als starke Würze empfindet.

Nun ist der Tod aber keineswegs nur Sache der Auffassung, sondern auch und letzten Endes eine Tatsache. Es ist ein gewaltiger Unterschied, ob man sich eine Spielpuppe — sei's nun ein frecher Kasper oder ein düstrer Bumann — aus ihm schnitzelt, oder ob man ihn wirklich und in eigener

Person sterben muß; ist ein Unterschied zwischen dem tausendmal wiederholten Gedankentod mit seinen angenehmen Auferstehungen und dem einmaligen Tod, der einen endgiltig auspustet. Es fehlen uns auf diesem Gebiet eben alle Erfahrungen. Unzählige sind dem dunklen Tor auf Haaresbreite nahe gewesen, haben schon zwischen den Pfosten gestanden, aber von jenseits der Schwelle ist noch keiner zurückgekommen; die Unwiderruflichkeit ist vom Tode nicht wegzudenken.

Von dem Gefühl, wenn es wirklich — aus — ist, wissen wir also gar nichts. Möglich, daß es einen kurzen Ruck gibt, wie manchmal beim Einschlafen; möglich, daß es eine Übermannung ist wie bei einer ganz schweren Trunkenheit. Jedenfalls aber wird, wie bei allen Vorgängen, die den Körper wirklich hernehmen, etwas zu spüren sein, und wir wollen hoffen, daß Freund Hein sich auf das Herausreißen der Seele besser

versteht als ein ungeschickter Dorfbader aufs Zahnziehen. Wir können uns für diesen allerletzten Augenblick nur wappnen mit dem Vorsatz, noch so viel aus ihm herauszuschlagen wie möglich, ihn noch, wenn's irgend geht, zu einem Fest zu machen. Aber sicher sind wir keineswegs, daß wir nicht irgendwie begaunert oder vergewaltigt werden. Wir haben's nicht in der Hand.

Dagegen können wir wohl etwas tun für den Weg, der bis dahin führt, falls wir nicht durch eine besondere Tücke des Schicksals vorher wehrlos gemacht werden. Wenn wir dazu imstande sind, werden wir uns dagegen wehren, unsern Leib, dem wir so tausendfältig dankbar sind, malträtieren, foltern und verhunzen zu lassen. Gewiß, Krankheit braucht nicht immer ein absolutes Übel zu sein; ich könnte mir denken, daß es einen ganz ausgefeimten Schlemmer gäbe, der einen leisen Verfall wie ein völlig phantastisches Schauspiel im eigenen Körper ge-

nösse; und gewiß ist's, daß man bei leichteren Anfällen eine merkwürdige Wollust spüren kann. So erinnere ich mich, daß ich ganz im Feuer eines Grippefiebers stand und eine Mandarine nach der andern fraß, um die Zunge vor dem völligen Verdorren zu bewahren, und dabei zum ersten Male den Tristan hörte: immer an der Grenze eines völligen Verflatterns. Und jeder, der sie kennt, weiß, daß Ohnmachten — auch — schön sind. Ich hab' nur eine einzige erlebt, als ich, ein Junge noch, bei einer Prügelei eins mit einem Pfahl über den Kegel kriegte: ich weiß noch, daß ich — der Boden unter den Füßen kreiselte sich zu einem wirbelnden Kegel auf — sanft emporgestoßen wurde wie ein Gummiball. Aber so viel ist sicher: es gibt Leiden, die so furchtbar, so unmenschlich, so widerwärtig sind, daß sich alles in uns sträubt, sie auch nur auszudenken. Ihnen wird sich kein Mensch, der seinen guten Leib so liebt wie der Schlemmer, unterwerfen.

Hier macht er Schluß. Und es gibt der Gründe noch mehr, die einem das Dasein endgültig verleiden können. Schluß, Schluß, Schluß!

Der freie Tod ist immer auch eine Bejahung des Lebens; des ganzen, ungebrochenen Lebens, das sich nicht mühsam oder leer hinschleppen mag. Mithin ist er wert, als Fest begangen zu werden. Feste lassen sich großartig aufziehen. Ein arbiter elegantiarum wie Petronius verstand sich selbstverständlich auf die Aufmachung; aber sehr gut weg hatte sie auch der tugendhafte Sokrates, der ja tatsächlich freiwillig starb, da er die gebotene Gelegenheit zur Flucht verschmähte. Beide hatten sich auch gründlich auf die Feste des Lebens verstanden. Nicht übel sei's, meinen manche, mit Weinlaub im Haar abzukratzen. Und andere wieder schätzen die Begleitung. Wird sie völlig freiwillig geleistet, so mag der Tod in der Umschlingung eines schönen Mädchens seine Reize haben. Aber im ganzen muß

man doch sagen, daß dies alles unser Lebensstil nicht mehr ist. Insbesondere nicht der Doppelselbstmord; er ist, seit Kleist ihn vormachte, eine trübselige Übung pfuschender Dilettanten geworden: kitschige Pose, gestülpt über moralische Notzucht. (Wer der Wollust, andere umzubringen, nicht entraten kann, verübe einen regelrechten Mord.) Nein: — Sterben ist eine so persönliche, so alleinige Sache, daß man sie für sich und in aller Stille abtun soll. Jeder Schlemmer begreift das ohne weiteres.

Der Besitz eines sicheren Mittels schafft angenehme Vorfreuden; ja gar manchem verlängert er das Dasein. Ein solides Gift ist wohl das Beste. Die Pistole abzudrücken, erfordert in jedem Fall die Überwindung eines ungemütlichen Moments, und Vorbeiknipsen ist blamabel. Jeder muß wissen, ob er's nötig hat, sich und andern seine Courage zu bestätigen. Ganz gemütlose Menschen hängen sich auf; völlig rat-

lose ertränken sich oder lassen sich aus dem Fenster fallen. Gift und Pistole sind jedenfalls am appetitlichsten.

Wo? Am wenigsten Umstände macht's in der eigenen Wohnung. Schöner ist's wohl draußen. In einem Berg von welkem Laub oder hinter einer Hecke: wo man die Erde fühlt, die Zersetzung des Organischen riecht, das Abbröckeln der eigenen Bausteine, das Aufgelöstwerden in den Boden schlemmerisch vorausspürt. Wohl dem, der sich rechtzeitig entschließt, daß sein Mund den letzten Kuß, seine Kehle den Duft edlen Weins noch nicht vergessen hat, daß er noch Kraft hat, seine Gliedmaßen noch einmal in der Sonne bis zum Knacken der Gelenke zu dehnen! Daß sie einen nicht wegräumten, daß man zerfiele, von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr mehr sich der Erde angleichend, von seinen Wurzeln wieder hervorgehoben aus dem Moder, zurückgeleitet in den Kreislauf, einmal wieder dem Licht entgegengebreitet

in den starren ledergrünen Blättern einer Stechpalme oder dem Schaum eines Weißdorns! Kein Grab haben, nicht mehr noch zuletzt eingeschachtelt werden, frei kreisen im Wirbel der Atome.

Ach, wem wird's so gut? Es ist entsetzlich schwer, sich so unbemerkt aus der Welt zu drücken, daß einen nicht doch noch so eine Amtsfaust am Hammelbein packt und in eine nummerierte Grube schleift. Unsere Friedhöfe sind meist dazu angelegt, den Lebenden das Dasein auf irgend eine Weise zu vermiesen; selbst wenn sie die Schlange unter Rosen verbergen, und vielleicht da erst recht. Und die Begräbnisse waren von jeher trist, seelische Vergewaltigung des wirklich Leidtragenden. Es ist dem Menschen gut, daß er bisweilen bös gezwiebelt wird; doch soll man's ihm nicht vor allem Volke antun. Freilich, wer tot ist, merkt ja davon nichts mehr. Aber schon das Vorgefühl kann einen stören. Und darum wird der

Schlemmer, der ein guter Mensch ist, tunlichst dafür sorgen, daß wenigstens seinen guten Gesellen Ärger erspart bleibe; daß wenigstens sie seiner in Fröhlichkeit gedenken. Mein ältester Freund hat mir versprochen, hundert Mark zu dem Zwecke zu stiften, daß ich am Tage seiner Beerdigung eine auserlesene Flasche trinken kann. Ich möchte, daß zu meinem Gedächtnis getanzt werde und einer das Alla turca spiele.

Es hat ja keinen Zweck, die Menschen noch aus dem Grabe heraus mit guten Lehren zu plagen, und es ist nicht einzusehen, warum einer, der im Leben kein Steißtrommler war, es partout als Leiche sein soll. Dreimal nein! Vielleicht, daß euch von dem, was ich lebend sagte, eine zehrende Flamme ins Blut fährt. Aber vor dem Toten sollt ihr sicher sein. Der wird euch nichts sagen als: Lebt und freut euch des Lebens!



Wie gerne baute ich an das Ziel unserer Pilgerschaft eine thelemitische Abtei, Bleibe und Zuflucht für gute Gesellen und angenehme Frauen! Wie gerne löste ich das fragwürdige Rätsel des Daseins in das Bild eines fröhlichen Ballspiels auf! Es kann nicht sein. Es gebricht mir armem Luder nicht nur an den 2700031 Goldvögeln zur Begründung und den 236 900 Rosendukaten zum ständigen Unterhalt dieses erhabenen Instituts, sondern auch an dem nötigen Vertrauen. Wohl rückte die Betrachtung tausend gute Dinge eng aneinander, sodaß sie innerhalb eines Umschlags Platz fanden. Aber im Leben haben wir

sie niemals auf einem Haufen. Da sind sie zerstreut, manche durch Jahresmärsche voneinander getrennt, oft genug übersehn, obwohl sie vor jedermanns Nase liegen und man über sie stolpern könnte. Freilich, daß sie je ganz fehlen, glaube ich nicht. Selbst in Not- und Todzeiten sind ihrer da, mögen sie auch andere Namen tragen.

Glaube nicht, ich wolle dich zu einem Bienlein machen, das sich nun munter tummelt und aus jeder Blüte Honig saugt. Aber du sollst kein Stumpfhuhn sein, das an den Erfreulichkeiten vorbeidröselt; kein Urvieh, das sie wahllos schluckt und nicht mal Dankeschön sagt; kein Trauerkloß, der sie verschmäht oder gar leugnet; kein heuchlerisches Trüffelschwein, das sie öffentlich besabbelt und insgeheim wegfrißt; kein Angstmeier, kein Snob, kein Schulmeister, kein Ethiker aus Magenschwäche. Nein, sei ein Mensch, der die guten Dinge mit Dank nimmt, wenn er sie kriegen kann. Vielleicht

gibt es Zeiten strengster Observanz, wo du um deiner Seele willen verzichten mußt; dann bedarfst du ihrer nicht und wirst ihnen nicht nachtrauern. Aber im übrigen bedenke: was du versäumst, kannst du nie wiederhaben; selbst eine ungegessene Wurst kann dir auf der Seele brennen, als käme sie frisch vom höllenheißen Rost des heiligen Laurentius, und dein Ärger wird nicht geringer werden, wenn du erfährst, wie gut sie einem andern geschmeckt hat. Ebensowenig sollst du freilich hinter den Genüssen herjachtern wie ein Gierschlund, daß dir die Zunge ellenlang aus dem Halse heraushängt; so wichtig sind sie nicht, daß du dir die Muskelkraft abrennst, die du anderweit nötiger brauchen kannst. Besitzen, aber nicht besessen sein: so sprach schon ein Vorgänger des weisen Epikur, dieses großen Propheten aller Schlemmer. Und das gilt, wohlverstanden, für die Schlemmerei (nicht für die große Leidenschaft).

Durch solch weises Verhalten ist's möglich, daß du — von einem Alter zurückschauend, das man eigentlich schon als gesetzt bezeichnen müßte, dieweil es die Schwabenjahre überschritten hat — plötzlich gewahr wirst, welch ungeheure Fülle des Guten dir sozusagen in den Schoß gefallen ist. Du bist nie darauf gereist, und doch ist es da. Dein einziges Verdienst war, daß du es mit Verstand beim Wickel nahmst. Ich will dich nicht zu einem aschegrauen Bücherrevisor deines Lebens machen, ich huste auf zahlenmäßige Inventuren: aber überschlag mal so obenhin, wie's in einem Augenblick geht, was dein Leben noch herzugeben hat an Wert und Glück und ganz hohen Freuden und was du dafür hast hergeben müssen. So herrlich es sein mag, es war verflucht teuer, du mußtest stets mit deinem allerbesten Blute bezahlen. Schrumm! Das ist nun mal nicht anders.

Und als du schlemmtest?

Dir schenkten sich Wohlgeschmack guter Eßbarkeiten, Rausch und Duft starker Getränke, beruhigende und erregende Stoffe, Licht und Luft, Musik, Blume und Frucht, Wasser und Wind, Sonne und Erde, von der du genommen bist. Preise sie und sage ja!

Du fühltest deinen Leib, der sich aller guten Dinge freute; fühltest freudig Augen und Ohren, Nase, Zunge und Gaumen, Fingerspitzen und Beine, deine Oberfläche mit allen Zipfeln und Öffnungen, dein Knochengerüst und die Gelenke, deine Schleimhäute, dein Gewebe, deine Nerven, deine Muskeln und Sehnen, Magen und Gekröse, die braven Drüsen nicht zu vergessen. Preise sie und sage ja!

Du fühltest die Berührung und den Austausch des Drinnen und Draußen, die Aufnahme und die Absonderung, die stets erneuten Hochzeitsfeiern des Stoffes, die sich in dir vollziehen! Es paart sich Molekül

mit Molekül, jedes Teilchen von dir hat seine Geliebte, und manches einen Harem wie ein Pascha. Brautbetten waren in dir und Spielwiesen und Tanzböden. Preise sie und sage ja!

Oder willst du erst zugeben, daß dieses alles ist, wenn man dich operiert? Sag ja, solange es dich freut. Denn es freut dich doch? Dann flugs und zaudere nicht! Sei nicht undankbar! Denn wisse: auf seine Art ist der Schlemmer auch fromm. Wie denn Omar Khajjam sagte: daß er trunken von Wein Gott näher sei als der Heuchler im Gebet. Ein Eisbein kann stärker für die Weisheit der Schöpfung zeugen als eine Reliquie. Ich wüßte nicht, aus welchem Grunde ein Rosenbusch sinnloser sein sollte als eine Pfütze vom Blute Erschossener. Und gar —

Ich will dir zum Schluß eine kleine Geschichte erzählen. Sie geschah — leider — nicht gestern, sondern vor vielen

Jahren, da meine Stirn noch nicht so hoch auf den Schädel hinaufgewachsen war wie heute.

Tom der Reimer, ein wackerer Zechbruder — ach, lange tot! — saß mit mir in einer italienischen Kneipe unfern des Potsdamer Platzes. Da trat ein Dritter zu uns, uns wohlbekannt; er trug einen Schlapphut und Havelock, in der Hand aber eine große Landkarte, wie man sie in Schulen an die Wand hängt, auf den Stab zusammengerollt: Hinterlassenschaft eines Freundes, den er eben zum Bahnhof geleitet hatte. Nachdem wir unsere Gläser geleert, füllten wir einen Fiasko von zwei Litern mit rotem Wein und wallten zu Josty, wo wir ihn zum Kaffee austranken; sehr zum Entsetzen des Publikums. Als wir hinausgeworfen wurden, war er leer: darauf rumpelten wir in einer Droschke weit hinweg. Beim Aussteigen trafen wir auf ein junges Mädchen, bis zum Kinn in einen Ulster geknöpft. Glaube

mir, ich bin, auch mit einem Trunk im Leibe, nie so leicht auf das geflogen, was in den Straßen irrt. Aber diese war anders. Ganz jung, frisch wie ein Märztag, schlank wie eine Rute. Im übrigen wildäugig und sehr blond. Es war etwas vorangegangen, ein Zufall, nein: ein Schicksal, das sie jählings aus dem Geleis geschleudert hatte und wie einen Blitz auf unsern Weg; Fügung eines guten Heidengottes, der Weltkindern und Propheten dartun wollte, wie unverwüstlich Leben, Leben, Leben sei!

Unter dem Mantel trug sie die nackte Brust.

Bald darauf saßen wir unter der Erde bei goldgelbem Ungarwein. Tom, in der Mitte thronend, hielt das Mädchen auf dem Schoß und tränkte sie. Ihr Mantel war weit aufgeschlagen. An der linken Brust aber lag der Dritte. Sein leicht ergrauter Apostelbart floß über die seidene Haut, und er drückte die Lippen andächtig

auf die Rosenknospe. Denn es war eine, unversehrt, süß und jung.

Dieser Dritte aber war Peter Hille. Ich muß es wissen, denn ich lag in gleicher Andacht an der rechten Brust.

Hille war nicht mehr gar so fern von dem dunklen Ende seiner Wanderschaft. Seine Hände — die schönsten Männerhände, die ich je sah — waren damals schon Geist Sein Gesicht war durchscheinend. Ich habe keineswegs zu seinen Jüngern gehört; er stammte aus einer andern Gegend der Welt. Aber aus dem Gegensatz weiß man manches genauer als aus der Kameradschaft; aus der Polarität springt ein Lichtfunke über, dessen Glanz mir sein Profil silbern umreißt.

Und nun — fast zufällig zusammengewirbelt — lehnten wir mit den Köpfen nahe aneinander, und das gleiche süße junge Leben tränkte uns aus seiner Brust.

Irrt euch nicht, ihr alle! Wir schlagen uns gegenseitig tot, weil wir uns nicht ver-

stehen und darum mißverstehen. Also immer um des Geistes willen.

Aber im Leibe verstehen wir uns. Und was ist Schlemmen anderes, als uns das Gefühl unseres Leibes zu erschließen? Unseres Leibes, wenn er froh, das heißt, wenn er — er selbst ist?



Inhalt

Bücher von Hans W. Fischer:

Prosa

Soziale Anatomie. Ein Dutzend Aufsätze. 1906.

Christus in der Laterna magica. 1907.

Der Dreißigjährige. 1911. (Georg Müller, München.)

Das Weiberbuch. 1919. (Albert Langen, München.)

Gedichte

Buch des Widerspruchs. 1907. (Georg Müller, München.)

Die Kette. Ein Zyklus. 1910. (Georg Müller, München: Bücher der Abtei Thelem, herausgegeben von Otto Julius Bierbaum.)

Das Schwert. Ein Zyklus. 1920. (Erscheint demnächst bei Walter Seifert in Heilbronn als erster der Domina-Drucke.)

Dramen

Flieger. 1911. (Georg Müller, München.)

Der Motor. 1919. (Oesterheld & Co., Berlin.)

Der Jäger. 1920. (Erscheint später bei Oesterheld & Co., Berlin.)

Druck von Carl Seifert in Köstritz i. Thür.

26.-





